

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Renate Blum-Maurice/Karin Martens-Schmid

Gewalt gegen Kinder als gesellschaftliches Problem

Martin R. Textor

Kindheit in der Familie

Uwe Britten

Kindheit in der Dritten Welt

Hans Bertram

Mütter und Kinder

Zur Individualisierung der Kinder- und Frauenrolle in der Gesellschaft

B 40–41/90

28. September 1990

Renate Blum-Maurice, Dipl. Soz.wiss., Dipl.-Psych., geb. 1952; Studium der Sozialwissenschaft, Sozialpsychologie und klinischen Psychologie in Bochum, München und Lyon; Familientherapeutin im Kinderschutz-Zentrum Köln.

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit E. Wedekind) Institutionelle Bedingungen und Psychotherapie im Heim, in: V. Bartsch/J. Blandow (Hrsg.), Pädagogik, Therapie, Spezialistentum, Frankfurt 1979; Zuwendung als Lohnarbeit, in: päd. extra sozialarbeit, (1980) 6; Möglichkeiten und Grenzen eines Modellheimes – das therapeutisch-pädagogische Jugendheim ‚Haus Sommerberg‘, in: Neue Praxis, 10 (1980) 1; (zus. mit P. Fustier/E. Ravon u. a.) Se former ou se soigner? L'analyse de la pratique dans la formation et le travail social, Lyon 1989.

Karin Martens-Schmid, Dr. phil., geb. 1946; Studium der Linguistik, Soziologie und Psychologie in Hamburg, Berlin und Bremen; Familientherapeutin im Kinderschutz-Zentrum Köln.

Veröffentlichungen u. a.: Kommunikation in der Familie, Kronberg/Ts. 1974; (Hrsg.) Kindliche Kommunikation. Theoretische Perspektiven, empirische Analysen, methodologische Grundlagen, Frankfurt 1979; Familiäre Interaktion, in: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 24 (1983); Sexueller Mißbrauch in der Familie, in: W. Rotthaus (Hrsg.), Sexuelle Devianz, Dortmund, i. E.

Martin R. Textor, Dr. phil., geb. 1954; Studium der Erziehungswissenschaft, Beratung und Sozialarbeit in Würzburg, Albany (USA) und Kapstadt (Südafrika); zur Zeit wissenschaftlicher Mitarbeiter im Münchner Staatsinstitut für Frühpädagogik und Familienforschung.

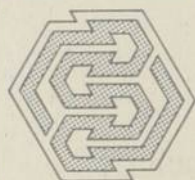
Veröffentlichungen u. a.: Integrative Familientherapie, Heidelberg 1985; Familienpolitik, i. E.; (Hrsg.) Helping Families with Special Problems, New York 1983; (Hrsg.) Das Buch der Familientherapie, Frankfurt 1988³; (Hrsg.) Die Familie, Frankfurt 1984; (Hrsg.) The Divorce and Divorce Therapy Handbook, Northvale 1989; (Hrsg.) Hilfen für Familien, Frankfurt 1990; zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften.

Uwe Britten, geb. 1961: Student der Germanistik und Philosophie an der Universität Bamberg.

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit K. Müllerschön und M. Witt) Zum Beispiel Kinder im Krieg, Göttingen 1989; Kinder und Jugendliche in bewaffneten Konflikten, in: Jahrbuch Frieden 1990, München 1989.

Hans Bertram, Dr. phil., geb. 1946; Studium der Soziologie, Psychologie und Jurisprudenz in Münster, Mannheim und Düsseldorf; 1981 ordentlicher Professor für Soziologie an der Hochschule der Bundeswehr München; seit 1984 Direktor des Deutschen Jugendinstituts e. V. München.

Veröffentlichungen u. a.: Gesellschaft, Familie und moralisches Urteil. Analysen kognitiver, familiärer und sozialstruktureller Bedingungen moralischer Entwicklung, Weinheim 1978; Sozialstruktur und Sozialisation, Neuwied 1981; zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Heinz Ulrich Brinkmann, Dr. Ludwig Watzal, Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 5500 Trier, Tel. 06 51/46 04 186, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer;
- Die beiden Bände des Jahrgangs 1989 sind nur noch begrenzt vorrätig und können zum Preis von DM 25,— (einschl. Mehrwertsteuer) zuzügl. Versandkosten bestellt werden.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Gewalt gegen Kinder als gesellschaftliches Problem

I. Die „Entdeckung“ der Kindesmißhandlung

In den letzten Jahren ist die Aufmerksamkeit gegenüber Kindesmißhandlung und Gewalt gegen Kinder gewachsen. Die Entwicklungsbedingungen und das Schicksal von Kindern auch in ihren privaten Lebensverhältnissen werden zunehmend als Teil gesellschaftlicher Verantwortung wahrgenommen, und dem Staat wird immer mehr Zuständigkeit für den Schutz seiner Bürger und insbesondere der Kinder zugeschrieben. Im Zuge dieser Entwicklung ist verstärkt über Möglichkeiten und Grenzen von Kinderschutzmaßnahmen als einer Form konkreter Familien- und Jugendhilfe nachgedacht worden.

Obwohl Kinder im Laufe der Geschichte schon immer Opfer körperlicher Gewalt, zum Teil brutalster Mißachtung ihrer Bedürfnisse und angemessener Entwicklungsbedingungen waren, ist die Kindesmißhandlung als Form sozialer Abweichung sowie als strafrechtlich geahndetes Delikt erst in den letzten Jahrzehnten „entdeckt“ worden.

Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestand eine ziemlich hohe Toleranz der Öffentlichkeit gegenüber der gewaltsamen Behandlung von Kindern. Sie gehörte zum normalen Verhalten: Familienvätern, Arbeitgebern etc. wurde zugestanden, Kinder nach ihren Vorstellungen zuzurichten. In den Reaktionen auf das Elend geschlagener, vernachlässigter und delinquenten Kinder im 19. Jahrhundert ging es weniger um den Schutz der Kinder vor grausamen Eltern als um die Bewahrung der Gesellschaft vor zukünftigen Kriminellen. Zudem bezog sich der Schutz mehr auf die Abwehr von Mißhandlung durch Arbeitgeber und Pflegestellen denn auf den Bereich der eigenen Familie.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts trat „die Aufgabe des Schutzes der Gesellschaft vor der ‚verdorbenen Jugend‘ zugunsten der Wahrnehmung des Unrechts gegen Kinder als eigenständige Persönlichkeiten in den Hintergrund“¹⁾. Es bestand ein umfassender Begriff von Kinderschutz, „der

sich auf die Lebensbedingungen und die Lebenswelt von Kindern bezog“²⁾. Insbesondere wurden auch die schädlichen Auswirkungen der Institutionen beschrieben, in denen gefährdete Kinder untergebracht wurden.

Ende der vierziger Jahre wurde die Mißhandlung von amerikanischen Ärzten als spezifisches medizinisches Syndrom der Schädigung von Kindern beschrieben³⁾. Die Beschreibung dieses Syndroms lenkte den Blick vor allem auf Familien und mißhandelnde Eltern. In der Folge verstärkten wissenschaftliche Forschung, journalistische Berichterstattung und das Engagement von Bürgern und Vereinen die Anteilnahme für das geschlagene und sexuell mißbrauchte Kind.

Auch in der Bundesrepublik veränderte sich Ende der sechziger Jahre die Einstellung gegenüber den bis dahin unhinterfragten Strukturen des privaten Alltags von Ehe und Familie, Sexualität und Erziehung. Wenn auch das Alltagsleben, das den bis zu diesem Zeitpunkt weitgehend ungebrochenen Traditionen eines autoritären Generationen- und Geschlechterverhältnisses folgte, sich sehr viel langsamer veränderte, entwickelte sich doch „ein öffentlicher Diskurs des Privatlebens“, der schließlich auch die Enttabuierung der familialen Gewalt und die zunehmende Propagierung neuer Erziehungsformen zur Folge hatte⁴⁾. Diese Veränderung ist auf die negativen Auswirkungen einer Mißachtung der Rechte und Entwicklungsbedingungen von Kindern für die modernen Industriegesellschaften, aber auch auf den wachsenden Einfluß neuer psychologischer und pädagogischer Kenntnisse und auf die Kritik der Studentenbewegung an bestehenden Autoritätsstrukturen in Familie und Gesellschaft zurückzuführen.

¹⁾ S. Pfohl, Die 'Entdeckung' der Kindesmißhandlung, in: F. W. Stallberg/W. Springer (Hrsg.), Soziale Probleme. Grundlegende Beiträge zu ihrer Theorie und Analyse, Neuwied—Darmstadt 1983, S. 156.

²⁾ W. Brinkmann/M. S. Honig, Umriss eines Kinderschutzes als sozialpolitische Praxis, in: dies. (Hrsg.), Kinderschutz als sozialpolitische Praxis, München 1984, S. 10.

³⁾ Vgl. J. Caffey, Traumatic Lesions in Growing Bones Other than Fractures and Lesions: Clinical and Radiological Features, in: British Journal of Radiology, 30(1957).

⁴⁾ Vgl. E. Bujok-Hohenauer, Gewalt gegen Kinder: Zum Stand von Forschung und Praxis, in: M. S. Honig (Hrsg.), Kindesmißhandlung, München 1982, S. 13–52.

Mit dieser Entwicklung geriet elterliche Gewalt verstärkt in den Blick. Eine Zunahme von Gewaltfällen kann mit einer erhöhten Aufmerksamkeit und verstärkter Meldeaktivität in der Gesellschaft erklärt werden; für eine wirkliche Ausbreitung des Phäno-

mens gibt es keine Belege⁵⁾. Es ist vielmehr anzunehmen, daß angesichts einer sich durchsetzenden Norm von Gewaltfreiheit in zwischenmenschlichen Beziehungen das tatsächliche Ausmaß von direkter körperlicher Mißhandlung zurückgeht.

II. Gewalt in der Familie: Was ist Kindesmißhandlung?

1. Definition

Der Begriff der Kindesmißhandlung hat sich in den letzten Jahrzehnten von einem eher engen, auf schwere körperliche Verletzungen bezogenen Terminus zu einem weitergefaßten Komplex von die kindliche Entwicklung beeinträchtigenden gewaltsamen Einwirkungen entwickelt⁶⁾.

Wir möchten hier in Anlehnung an die vom Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (BMJFFG) herausgegebene Broschüre „Kindesmißhandlung – Erkennen und helfen“⁷⁾ folgende Definition zugrunde legen: „Kindesmißhandlung ist eine nicht zufällige, bewußte oder unbewußte gewaltsame psychische Schädigung, die in Familien oder Institutionen (z. B. Kindergärten, Schulen, Heimen) geschieht, die zu Verletzungen, Entwicklungshemmungen oder gar zum Tod führt und die das Wohl und die Rechte eines Kindes beeinträchtigt oder bedroht.“

Diese Beschreibung geht von den Erscheinungsformen gewaltsamer Erwachsenen-Kind-Beziehungen beim Kind aus, die neben der körperlichen Mißhandlung im engeren Sinn auch Vernachlässigung, psychische Mißhandlungsformen und sexuellen Mißbrauch umfassen und sich in einer Vielzahl unterschiedlicher Auffälligkeiten und Symptome zeigen können. Wenngleich darin auch Gewaltausübung durch Institutionen angesprochen ist, konzentrieren wir uns im folgenden auf die exemplarische und zentralere Form der Kindesmißhandlung in der Familie.

Nicht nur bei den betroffenen Kindern, auch bei den Eltern zeigen sich immer wiederkehrende Problemlagen und Merkmale, so daß häufig von familialer Gewalt gesprochen wird, was zum einen deut-

lich macht, daß es sich um ein konflikthaft zugespitztes Scheitern im Generationenverhältnis handelt, zum anderen um ein Problemkontinuum, das in die alltägliche Situation von Familie heute hineinreicht und sich von daher nicht auf einzelne „Mißhandler“ reduzieren läßt. So weist auch Engfer darauf hin, daß „die Grenzen zwischen den Schweregraden der Mißhandlung bzw. der Gewalt gegen Kinder fließend, und mittlere Formen eines schädigenden Elternverhaltens sehr viel häufiger als extreme Formen der Gewalt“⁸⁾ seien.

2. Mißhandlungsformen

Folgende Formen der Mißhandlung lassen sich im allgemeinen unterscheiden⁹⁾:

– *Körperliche Mißhandlungen* von Kindern umfassen alle gewaltsamen elterlichen Handlungen, die körperlich Verletzungen beim Kind hervorrufen können. Dabei hängt es von verschiedenen Faktoren ab, wie weitreichend die Schädigung des Kindes ist. Alter und damit verbundene Empfindlichkeit des kindlichen Organismus auf der einen, unterschiedliche Härte und Intensität der Gewalt des Erwachsenen auf der anderen Seite führen zu unterschiedlichen körperlichen Folgen für das Kind. So kann z. B. heftiges Schütteln für einen Säugling bereits lebensbedrohlich sein, für ein älteres Kind dagegen ohne sichtbare Folgen bleiben. Insbesondere bei älteren Kindern muß man auch dann von körperlicher Mißhandlung sprechen, wenn keine körperlichen Schädigungen nachweisbar sind, aber belegbar ist, daß häufig und wiederholt körperliche Übergriffe stattgefunden haben.

– *Von Vernachlässigung* von Kindern spricht man, wenn Kinder, die auf Pflege, Ernährung, gesundheitliche und schützende Fürsorge angewiesen sind, diese von den sie betreuenden Erwachsenen nicht oder in nicht ausreichendem Maße bekommen und damit in ihrer Entwicklung massiv beeinträchtigt

⁵⁾ Vgl. S. Pfohl (Anm. 1), S. 158.

⁶⁾ Vgl. A. Engfer, Kindesmißhandlung, Ursachen, Auswirkungen, Hilfen, Stuttgart 1986. Auf die Implikationen, die mit der Verwendung unterschiedlicher Mißhandlungsbegriffe verbunden sind, geht Engfer in Kapitel 1 ein.

⁷⁾ Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (BMJFFG) (Hrsg.), Kindesmißhandlung – Erkennen und Helfen. Eine praktische Anleitung, Bonn 1984³. Diese von Autoren des Kinderschutz-Zentrums Berlin erarbeitete Anleitung hat mit einer Gesamtauflage von 90 000 eine weite Verbreitung gefunden.

⁸⁾ A. Engfer, Entwicklung von Gewalt in sogenannten Normalfamilien. Alltägliche Wege zur Hilfe, Vortrag auf der Fachtagung des Deutschen Kinderschutzbundes über „Gewalt gegen Kinder in der Familie“ am 27. April 1990 in Bonn, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, S. 2.

⁹⁾ Wir orientieren uns hier an der Unterscheidung in A. Engfer (Anm. 6).

und geschädigt werden. Dazu gehören auch Fälle von „psychosozialen Minderwuchs“, also ein Zurückbleiben in der körperlichen Entwicklung des Kindes — in bezug auf Gewicht und Größe —, ohne daß organische Ursachen feststellbar wären. Dabei geht Kindesvernachlässigung in sehr viel höherem Maße als körperliche Mißhandlung einher mit den sozialen Bedingungen von Armut, sozialer Isolation, gesellschaftlicher Randständigkeit und damit verbundenen Problemen wie z. B. Alkoholismus oder Drogenabhängigkeit. Oft besteht auch ein Zusammenhang mit psychischer Erkrankung oder geistiger Behinderung der Eltern.

— Der Begriff der *psychischen Mißhandlung* ist in seiner Bedeutung wohl am schwierigsten zu fassen. Hiermit sind elterliche Verhaltensweisen gemeint, die das Kind herabsetzen, quälen, sein Selbstwertgefühl schwer mindern.

Garbarino und Vondra¹⁰⁾ unterscheiden drei Bereiche psychischen Mißhandelns:

1. Ablehnung (ständige Kritik, Herabsetzung, Überforderung, „Sündenbock“-Rolle u. ä.),
2. Terrorisieren (Bedrohen, Ängstigen und Einschüchtern),
3. Isolieren (Einsperren, von Außenkontakten abschneiden, das Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit vermitteln).

Deutlicher noch als bei körperlichen Mißhandlungen besteht hier die Schwierigkeit, zwischen harmloseren und gravierenderen Schädigungen zu unterscheiden. Psychische Mißhandlungen hinterlassen nicht so offensichtliche Anzeichen wie z. B. Schläge, die körperliche Folgen haben. Engfer sieht jedoch in den psychischen Beeinträchtigungen des Kindes, bedingt durch eine gestörte Eltern-Kind-Beziehung, ein besonders geeignetes Kriterium zur Bestimmung dessen, was Mißhandlung ausmacht, denn auch mit den anderen Mißhandlungsformen gehen ja psychische Folgen einher. Wenn z. B. „ein bestimmtes Kind in der Familie immer wieder geschlagen, ausgeschimpft, für alle möglichen Mißgeschicke beschuldigt und damit zum Sündenbock der Familie gemacht wird, wird das Kind psychisch und körperlich mißhandelt, weil ihm damit das Gefühl der eigenen Ohnmacht und Wehrlosigkeit vermittelt wird“¹¹⁾, und so ist „der Begriff der psychischen Mißhandlung möglicherweise der zentralste und umfassendste Mißhandlungsbegriff, weil er die durch elterliches Verhalten bedingten psychischen Beeinträchtigungen des Kindes zum entscheidenden Bestimmungskriterium macht“¹²⁾.

¹⁰⁾ Zit. nach A. Engfer (Anm. 6).

¹¹⁾ A. Engfer (Anm. 8), S. 12.

¹²⁾ Ebd., S. 13.

— Unter *sexuellem Mißbrauch* schließlich versteht man die „Einbeziehung von abhängigen, entwicklungsmäßig unreifen Kindern und Jugendlichen in sexuelle Aktivitäten, die sie nicht wirklich begreifen können, in die sie nicht auf der Basis eines informierten Einverständnisses einwilligen können oder die die sozialen Tabus von Familienrollen verletzen“¹³⁾. Sexuelle Handlungen zwischen Erwachsenem und Kind finden in einem Abhängigkeitsverhältnis statt, in dem es um die Bedürfnisbefriedigung des Mächtigeren geht, die über ein Geheimhaltungsgebot, meist verbunden mit Drohungen, durchgesetzt wird.

In den meisten Fällen finden sexuelle Übergriffe auf Kinder im sozialen Nahbereich, insbesondere in der Familie bzw. innerhalb von Verwandtschaftsbeziehungen statt¹⁴⁾. In großem Umfang handelt es sich dabei um länger andauernde Beziehungen zwischen Kind und Erwachsenem. Der Mißbrauch beginnt häufig bereits im Vorschulalter und dauert, laut Fürniss, in 63 Prozent aller Fälle zwei bis fünf Jahre¹⁵⁾. Je mehr Fälle bekannt werden, desto deutlicher zeichnet sich ab, daß Jungen ebenso betroffen sind wie Mädchen. Die mißbrauchenden Erwachsenen sind jedoch nach jetzigem Kenntnisstand überwiegend Männer.

Sexueller Mißbrauch als Mißhandlungsform ist lange unterschätzt worden. Dies mag daran liegen, daß auch hier meist keine sichtbaren Verletzungen vorliegen, und daß es darüber hinaus Geheimhaltungsmechanismen innerhalb der Familie gibt, aber auch daran, daß sexuelle Beziehungen zu Kindern in der Familie hochgradig tabuisiert sind. Sie werden verdrängt und als scheinbar einzelne in den Medien in skandalisierender Form dargestellte Entgleisungen anormaler Triebtäter heruntergespielt. Mittlerweile ist die öffentliche Aufmerksamkeit für sexuellen Mißbrauch enorm gestiegen. Diese notwendige und wichtige Beachtung des Themas bringt jedoch die Gefahr einer Hierarchisierung von Gewalt gegen Kinder mit sich. Sexueller Mißbrauch wird so zum „gemeinsten Verbrechen“. Allzu leicht geraten dann die mit ebenso gravierenden Folgen für das betroffene Kind einhergehenden schweren körperlichen und psychischen Mißhandlungen und insbesondere die oft lebensbedrohliche Vernachlässigung kleiner Kinder aus dem Blick.

¹³⁾ R. S. Kempe/C. H. Kempe, Kindesmißhandlung, Stuttgart 1980, S. 62.

¹⁴⁾ Laut einer empirischen Untersuchung aufgrund klinischen Datenmaterials sind 90 Prozent aller mißbrauchenden Erwachsenen Verwandte, davon je ein Drittel Vater bzw. Stiefvater und ein Drittel sonstige Verwandte, z. B. ältere Geschwister, Großvater u. ä. Vgl. dazu T. Fürniss, Diagnostik und Folgen bei sexueller Mißhandlung, in: Monatszeitschrift für Kinderheilkunde, 134 (1986), S. 335–340.

¹⁵⁾ Vgl. ebd.

3. Vorkommenshäufigkeit

Von der Polizeistatistik in Deutschland werden für schwere körperliche Mißhandlungen nach Engfer ca. 1 200 Fälle pro Jahr ausgewiesen¹⁶⁾. Dabei muß man jedoch mit einer hohen Dunkelziffer rechnen, die je nach Autor zwischen 1 : 10 und 1 : 20 angenommen wird. Im Bereich des sexuellen Mißbrauchs werden jährlich 12 000 Fälle pro Jahr in der Bundesrepublik polizeilich registriert, worin allerdings auch weniger schädigende Formen sexueller Aktivitäten, z. B. Exhibitionismus, enthalten sind. Auch hier muß man, vor allem bei innerfamiliärem sexuellem Mißbrauch, mit einer erheblichen Dunkelziffer rechnen, die wiederum unterschiedlich hoch veranschlagt wird.

Psychische Mißhandlung und Vernachlässigung sind bis auf wenige Extremfälle nicht polizeistatistisch erfaßt.

Es ist bekannt, daß von körperlicher Mißhandlung besonders häufig kleine Kinder zwischen zwei und vier Jahren betroffen sind. Sie befinden sich in einer schwierigen Entwicklungsphase, die unter bestimmten familiären Umständen die Eltern überfordert. Körperliche Mißhandlung ist von daher eine Mißhandlungsform, die im Laufe der Entwicklung der Kinder in einer Familie verschwinden oder aber in die weniger auffällige psychische Mißhandlung übergehen kann. Sexueller Mißbrauch beginnt, wie erwähnt, ebenfalls bereits im Vorschulalter und ist

gerade durch die häufig lange Dauer der Mißhandlungsbeziehung charakterisiert.

Zahlenangaben, vor allem wo sie sich auf polizeilich registrierte Fälle beziehen, können kaum das eigentliche Ausmaß der Kindesmißhandlung verdeutlichen. Wenn überhaupt, kommen eher schwere Fälle zur Anzeige und der mittlere und untere Bereich des Gewaltkontinuums, von dem ausgegangen werden muß, bleibt im Dunkeln. Wie häufig z. B. auch in sogenannten Normalfamilien Kinder geschlagen werden, machen Untersuchungen von Engfer¹⁷⁾ deutlich, in denen zwei Drittel aller befragten Eltern angaben, gelegentlich zu prüfen, und es in zehn Prozent aller Familien zu häufigerem Prügeln unter Zuhilfenahme von Stock, Gürtel o. ä. kam. Eine zweite Studie erbrachte sogar bei 16 Prozent aller befragten Familien Gewaltprobleme. Diese Untersuchungen verweisen darauf, daß es sich bei Kindesmißhandlung nicht um ein gesellschaftliches Randproblem handelt. Ebenfalls wird in diesen und anderen Untersuchungen deutlich, daß mit Ausnahme von Vernachlässigung die Kindesmißhandlung kein Problem der sozialen Schichtzugehörigkeit ist. Interessant ist schließlich auch die Beobachtung, daß direkte körperliche Gewalt an Kindern derzeit zurückgeht, während psychische Mißhandlungsformen zunehmen. Dadurch wird der hinter aller Kindesmißhandlung stehende Beziehungskonflikt eindeutiger zum Problem.

III. Erklärungsansätze für Kindesmißhandlung

Sind mißhandelnde Eltern besondere, „abweichende“ Persönlichkeiten, die sich nicht wie „normale“ Eltern ihren Kindern gegenüber verhalten können? Mit einer solchen Auffassung vom „Mißhandler“ als einer abweichenden Persönlichkeit werden die Ursachen familialer Gewalt auf die gewalttätige Person reduziert, die pathologisiert oder kriminalisiert wird und damit quasi eine Sündenbockrolle für die mit Gewalt gegen Kinder scheinbar nicht belastete Normalfamilie übernimmt. Logisch erscheinende Konsequenzen für die Bewältigung des Problems wären dann die Bestrafung oder medizinische Behandlung des „Täters“.

Oder muß man eher soziale Verhältnisse für die gewaltsam zugespitzten Eltern-Kind-Konflikte ver-

antwortlich machen? In solchen Erklärungsansätzen¹⁸⁾, die zu Recht auf Kinderfeindlichkeit, soziale Armut und vielfältige Belastungen in unserer Gesellschaft aufmerksam machen, werden schlagende Erwachsene und geschlagene Kinder leicht zu gemeinsamen Opfern problematischer Lebensbedingungen, und der Gewalt ausübende Erwachsene wird aus der Eigenverantwortlichkeit für sein Handeln entlassen. Ebenso wenig wird erklärbar, über welche vermittelnden Prozesse soziale Belastungen in gewaltförmiges Handeln gegenüber Kindern umgesetzt werden.

Zur Erklärung des Problems der Gewalt gegen Kinder erscheint es uns sinnvoller, nicht auf einzelne determinierende Faktoren zurückzugehen, sondern es als ein Zusammenspiel mehrerer Dimensionen

¹⁶⁾ Vgl. A. Engfer (Anm. 8).

¹⁷⁾ Vgl. die Darstellung der Ergebnisse in ebd. Mit „Normalfamilien“ sind dabei gerade nicht randständige oder durch besondere Risikomerkmale charakterisierte Familien gemeint.

¹⁸⁾ Vgl. dazu z. B. D. G. Gil, *Societal Violence and Violence in Families*, in: ders. (Ed.), *Child Abuse and Violence*, New York 1979.

auf einem spezifischen kulturell-historischen Hintergrund zu begreifen.

Mit Reinhart Wolff, einem der „Väter“ der modernen Kinderschutz-Bewegung, möchten wir Kindesmißhandlung daher als „ethnopsychische Störung“ beschreiben, „als ein strukturiertes psychokulturelles Symptomgefüge, ein Muster, das die moderne Gesellschaft ihren Mitgliedern zur Verfügung stellt, um einen besonderen inter- und intrapsychischen Konflikt auszudrücken“¹⁹⁾. Damit ist gemeint, daß sich im Mißhandlungsgeschehen soziale und psychische Aspekte in einer historisch spezifischen Weise durchdringen. Insbesondere drei Dimensionen sind dabei zu unterscheiden: Gewalt als gesellschaftlicher Code, Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis sowie Beziehungsstörungen und ihre mehrgenerationale Verknüpfung.

1. Gewalt als gesellschaftlicher Code

Mit Wolff kann man davon ausgehen, daß Gewalt gegen Kinder der vom gesellschaftlichen Durchschnitt nur graduell abweichende Ausdruck einer akzeptierten Haltung ist, nach der Schläge oder der Entzug elterlicher Zuwendung durchaus legitim sein können. Darüber hinaus ist die sich als erfolgreich erweisende gewaltsame Ausnutzung von Macht, die berühmte „Ellenbogen-Mentalität“, das Ausspielen von Stärke gegenüber dem Unterlegenen, alltägliche Erfahrung. Damit steht ein gesellschaftliches Muster quasi erlaubter Abweichung zur Verfügung: In Krisensituationen, die ganz unterschiedliche Bedingungen haben können, greifen Eltern, die ihre Kinder gewaltsam mißhandeln, zu einem Verhalten, das diesen Code aufgreift.

2. Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis

Von jeher sind die Beziehungen zwischen den Generationen in der Familie durch ein Ungleichgewicht an Macht, Abhängigkeit, Stärke und Kontrolle gekennzeichnet. In diesem Sinn ist Gewalt ein „Strukturmerkmal von Familie schlechthin, in der die Ambivalenzen von Macht und Schutz, Fürsorge und Vernachlässigung eine – jeweils kulturhistorisch überformte – prekäre Balance bilden“²⁰⁾.

Noch im 19. Jahrhundert war das Generationenverhältnis als ein „besonderes Gewaltverhältnis“ staatlichen Zugriffen entzogen. Über Jahrhunderte war die Familie in Form der patriarchalisch organisier-

ten Großfamilie vor allem ein Ort der gemeinsamen Existenzsicherung. Es gab traditionelle Macht- und Aufgabenverteilungen sowohl zwischen den Generationen als auch zwischen den Geschlechtern, und das Verfügungsrecht über die Kinder lag ausschließlich beim Hausherrn. Gewalt über sie ausüben zu können war selbstverständlich und ein rechtsfreier Raum.

Mit dem Aufkommen neuer Produktionsweisen im Zuge der Industrialisierung entwickelten sich neue Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Funktionen der traditionellen Großfamilie (Produktion, Ausbildung, Kinderbetreuung, Krankenpflege u. a. m.) wurden zunehmend zu Aufgaben des Staates. Die heutige Kleinfamilie hat in diesem Prozeß gesellschaftlichen Wandels darüber hinaus viele ihrer traditionellen Anbindungen an das Verwandtschaftssystem und andere soziale Systeme wie z. B. Nachbarschaften verloren. Es hat sich, wie Wolff²¹⁾ es nennt, ein regelrechter „Sozialisationsverlust“ ergeben, den z. B. eine junge Familie mit kleinen Kindern heute nicht ohne weiteres ausgleichen kann.

Dieser Verlust an traditionellen, festgefühten ökonomischen und sozialen Funktionen und Bindungen der Familie führte zu einem Wandel der Ziele familialen Zusammenlebens: Privatheit, Intimität, persönliches Glück erscheinen als Hauptinteresse der Familie. Zuwendung und persönliche Anerkennung werden als Ausgleich für eine als unpersönlich, kalt oder gar feindlich erlebte Außenwelt erhofft. Gerade aufgrund ihrer Abkoppelung von fundamentalen materiellen und sozialen Funktionen wird diese Hoffnung aber häufig zu einem nicht einlösbaren Ideal, dessen Nichterreichbarkeit als persönliches Scheitern begriffen wird.

Zugleich ist „der moderne Staat heute in der Familie mehr zu Hause als je zuvor; . . . im Sinne konkreter Leistungsstandards, die die Familien anstreben und erfüllen müssen, wenn sie nicht öffentlicher Aufsicht, Gesetzgebung und vielleicht radikalen Eingriffen in die Familienstruktur und das Familienleben unterworfen werden wollen“²²⁾.

Verändert hat sich in diesem Prozeß insbesondere auch das Geschlechter- und Generationenverhältnis. Verbindliche Werte und Rollenzuweisungen fehlen, emotionale Erwartungen aneinander wachsen. Vielfältigste Bindungsformen scheinen mög-

¹⁹⁾ R. Wolff, Kindesmißhandlung als ethnopsychische Störung, in: A. Bernecker/W. Merten/R. Wolff (Hrsg.), Ohnmächtige Gewalt. Kindesmißhandlung: Folgen der Gewalterfahrungen und Hilfen, Reinbek 1982, S. 69–80.

²⁰⁾ T. Levold/E. Wedekind, Gesellschaftliche Bedingungen und szenische Muster familialer Gewalt, in: W. Graf/K. Otomeyer, Szenen der Gewalt, Wien 1989, S. 64.

²¹⁾ Vgl. R. Wolff, 10 Jahre Erfahrung mit neuer Kinderschutzarbeit, in: Ministerium für Soziales und Familie Rheinland-Pfalz (Hrsg.), Kindesmißhandlung. Dokumentation der Fachtagung „Aufklärung und Verhütung“, Mainz 1985.

²²⁾ R. Bacon, Sozialhistorische Bemerkungen zur Diskussion über familiäre Gewalt, in: A. Bernecker/W. Merten/R. Wolff (Hrsg.) (Anm. 19), S. 60.

lich: Kinder kann man alleine erziehen, Ehen auf Zeit führen, den Zeitpunkt der Mutter- oder Vaterschaft bewußt planen, und dies alles verändert auch die Einstellung zum Kind:

— Einerseits ist das Kind ein Kostenfaktor, für dessen Versorgung und Erziehung die isolierte Kleinfamilie nicht mehr auf „familiales Pflegepersonal“ zurückgreifen kann. Zugleich wird es häufig zum Störfaktor der über Gefühle definierten Bindung an den Partner, scheint die Erwartungen emotionaler Nähe in der Partnerschaft und damit die Partnerschaft selbst zu gefährden.

— Andererseits wird dem Kind in der Familie immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Es wird in einer Zeit der Verunsicherung über Formen des Zusammenlebens zur sinnstiftenden Instanz, zur „letzten verbliebenen, unaufkündbaren, unaustauschbaren Primärbeziehung. Partner kommen und gehen. Das Kind bleibt“²³⁾.

Die damit einhergehende gesteigerte Ambivalenz, das enge Nebeneinander von Liebe, Bindung, Aggression, Wut und Ablehnung im Eltern-Kind-Verhältnis und die Tatsache, daß die Balance der Beziehung zwischen Kindern und Eltern immer schwieriger wird, verweist auf die tendenzielle Überforderung von Familien, mit den Folgen des gesellschaftlichen Wandels im scheinbar privaten Raum fertig zu werden. Kindesmißhandlung kann als extremer Ausdruck dieser Überforderung verstanden werden.

Einen empirischen Beleg finden diese Prozesse z. B. in einer Untersuchung von Gehmeier und Engfer²⁴⁾: Gewaltbelastete Familien unterscheiden sich demnach von anderen insbesondere dadurch, daß diese Eltern häufig depressiv, nervös und erschöpft sind. Vor allem die Zeit nach der Entbindung stellt sich als besonders kritisch dar, wenn die junge Mutter mit ihrer körperlichen und psychischen Erschöpfung ohne Unterstützung bleibt und so für das Kind weniger verfügbar ist, es zunehmend als „schwierig“ empfindet. Dazu kommt als wichtigster Belastungsaspekt in Familien mit Gewaltproblemen eine konfliktträchtige Partnerbeziehung, in der die Ehepartner einander wenig Unterstützung geben können. Ein Kind, das dann Ausgleich und Trost für die enttäuschten Erwartungen der Ehepartner aneinander sein soll, muß zwangsläufig mit seinen eigenen Entwicklungsbedürfnissen die Eltern überfordern und wird zum Sündenbock, provoziert das aggressive Agieren der Eltern.

²³⁾ U. Beck, Risikogesellschaft, Frankfurt/Main 1986, S. 193.

²⁴⁾ Vgl. die Darstellung in: A. Engfer (Anm. 8).

3. Beziehungsstörungen und ihre mehrgenerationale Verknüpfung

In den zuletzt genannten Aspekten kündigt sich die individuelle Seite des Problems „Kindesmißhandlung“ bereits an: Biographien mißhandelnder Erwachsener zeigen, daß diese häufig in der frühesten Kindheit selbst Erfahrungen mangelnder Zuwendung (Unterversorgung/Ablehnung/sexuelle und/oder körperliche Gewalt) gemacht haben. Solche Erfahrungen werden verarbeitet, indem sich das Kind mit den aggressiv-unterdrückenden Elternobjekten identifiziert. Dadurch entsteht ein Gefühl der eigenen Wertlosigkeit. Ein auf Anforderungen von außen flexibel reagierendes Ich kann in diesem Prozeß nicht entwickelt werden. Vielmehr entsteht in der späteren Partnerschaft und in der Beziehung zu den Kindern der Wunsch, von dort für eigene Frustrationen und Entbehrungen einen Ausgleich zu erhalten. Die Eltern begegnen einander als emotional besonders bedürftig, mit ängstigenden Erfahrungen aus der eigenen Lebensgeschichte: „Die faktischen Eltern sind elternlose Kinder . . . Nicht von ungefähr erwarten Eltern, die ihre Kinder mißhandeln, wie immer wieder beobachtet wird, von ihren Kindern ständig zuviel und zu früh. Gewissermaßen sollen die Kinder die Eltern versorgen. Die Mißhandlungsfamilie steht beziehungs-dynamisch auf dem Kopf: Die Kinder sollen wie Erwachsene sein und ihre Eltern aus deren infantilen Konflikten erlösen. Aus dieser Unmöglichkeit erwächst eine permanente Störung der Beziehung, da die notwendig enttäuschten Erwartungen der Eltern in Aggressionen gegen das Kind umschlagen.“²⁵⁾ Hier schließt sich der Kreis der Gewalt aufs Neue.

Trotz des Ausfalls oder des Mißbrauchs elterlicher Funktionen sind mißhandelte Kinder dann eng an ihre Eltern gebunden. Immer wieder fällt eine für den Außenstehenden überraschende Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern auf. Das Kind befindet sich hier in einem großen Konflikt. Die einzigen Personen, von denen es Hilfe und Schutz erwarten kann, sind gleichzeitig die, die ihm Gewalt antun. Aus diesem Grund ist das Kind innerlich sogar bereit, eigenes Fehlverhalten als Grund für die Mißhandlung anzunehmen. Diese Haltung verstärkt wiederum die Loyalität zu den Eltern, und es wundert nicht, daß mißhandelte Kinder nur selten Außenstehenden erzählen, wer sie zugerichtet hat.

Bei der überwiegenden Mehrheit der mißhandelten Kinder sind schließlich gravierende Beeinträchtigungen in der psychischen und sozialen Entwick-

²⁵⁾ J. Beiderwieden/E. Windaus/R. Wolff, Jenseits der Gewalt. Hilfen für mißhandelte Kinder, Basel-Frankfurt 1986, S. 261.

lung zu beobachten. Ein gestörtes Selbstgefühl, Lern- und Verhaltensstörungen, Schuldgefühle, Depressivität oder Aggressivität sind nur einige der mit Kindesmißhandlung einhergehenden Folgeerscheinungen²⁶⁾.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß im Falle einer Kindesmißhandlung all diese Faktoren zusammentreffen: die gesellschaftlich vorhandenen gewaltförmigen Konfliktlösungsmuster, der besondere Druck, der auf der Sozialisationsinstanz Familie heute lastet, sowie die in ihrer eigenen Beziehungsgeschichte geschädigte Persönlichkeit, der weniger als anderen Menschen Ressourcen zur Verfügung stehen, flexibel auf Ereignisse und Belastungssituationen in der Entwicklung der Familie zu reagieren und sich mit ihr zu entwickeln.

War Gewalt gegen Kinder früher direkter Ausdruck eines unhinterfragten Machtmonopols im Generationen- und Geschlechterverhältnis, das die

Zurichtung von Kindern legitimierte, so kann sie heute als Symptom der Verunsicherungs- und Sinnentleerungserscheinungen der modernen Familie, als „Ausdruck der Krise privater Reproduktionsprozesse“²⁷⁾ verstanden werden, als ein Signal für Hilflosigkeit und Überforderung der Eltern, die — und da greifen sie allerdings auf traditionelle Muster zurück — ihre eigene subjektiv erlebte Belastung und Ohnmacht am objektiv schwächeren Kind gewaltsam ausleben. Es handelt sich um „ohnmächtige Gewalt“²⁸⁾.

„Kindesmißhandlung ist mehr als bloße Herrschaft übers Kind. Es ist ein Scheitern beim Versuch, die eigenen aggressiven Neigungen und Erfahrungen zu bewältigen und den belastenden Druck sozialer Notlagen und gesellschaftlicher Zwänge auszuhalten und zugleich den Bedürfnissen und dem Begehren des Kindes zu entsprechen, ihnen aber auch im Interesse der Förderung der kindlichen Entwicklung entgegenzutreten.“²⁹⁾

IV. Das Problem in der Öffentlichkeit

Es gibt wenige Probleme, die so heftige Gefühle auslösen wie Kindesmißhandlungen. Die öffentliche Reaktion auf einen bekannt gewordenen Mißhandlungsfall ist meist gekennzeichnet durch Hilflosigkeit, Abscheu und Empörung: Das Kind muß gerettet, es muß den Eltern weggenommen werden, und die Eltern müssen bestraft werden! Dabei fällt auf, daß es sich bei den an die Öffentlichkeit gelangenden Fällen fast immer um schwere bis schwerste Kindesmißhandlung handelt, die sich ja — wie oben erwähnt — als von zahlenmäßig geringerer Bedeutung erweisen.

Neben der empörten und nach harten Strafen rufenden Reaktion wird alltägliche Gewalt zwischen Eltern und Kindern auch ignoriert bis hin zum Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen von deutlichen Anzeichen für eine Mißhandlung — u. a. auch in Schulen, Kindergärten, Arztpraxen, Krankenhäusern und psychosozialen Einrichtungen.

Beide Reaktionen verweisen auf die allgemeine und die persönliche Schwierigkeit der Auseinandersetzung mit Kindesmißhandlung: Jeder, der ein Kind hat, weiß, wie belastend das Eltern-Kind-Verhältnis manchmal sein kann, wie oft auch „normale“ Eltern kurz davor stehen durchzugreifen, und wie sehr sie von Selbstzweifeln geplagt werden, ob sie der Aufgabe, Eltern zu sein, gewachsen sind. Kindesmißhandlung stößt eine höchst beunruhigende Betroffenheit an, die man zu vermeiden versucht, indem man das Problem übersieht oder indem man es projektiv den mißhandelnden Eltern als ausgegliederter Gruppe zuschiebt. Hinzu kommt die Angst, sich mitschuldig zu machen, sobald man das Problem zur Kenntnis nimmt.

Nicht unterschätzt werden darf die Verbreitung des Mißhandlungsthemas durch die Medien. In der dramatischen und skandalisierenden Berichterstattung über Gewalt gegen Kinder in weiten Teilen der Presse werden die Akteure stigmatisiert und kriminalisiert, ihre Handlungsweise wird reißerisch dargestellt. Fremdheit, Nicht-Nachvollziehen-Können, Nicht-Verstehen-Wollen sind die Haltungen, die eine derartige Berichterstattung hervorbringt.

Das öffentliche Interesse und Vergeltungsforderungen richten sich dann ausschließlich auf die manifesten Gewalthandlungen. Verursachungszusammenhänge für das im dargestellten Fall ja nur besonders ausgeprägte Scheitern an der schwer erfüllbaren Norm der Gewaltfreiheit geraten dabei aus dem

²⁶⁾ In manchen Fällen müssen deshalb auch das Wohl des Kindes und seine weitere Entwicklung durch Fremdunterbringung gesichert werden.

²⁷⁾ H. Bast/A. Bernecker/I. Kastien/G. Schmitt/R. Wolff (Hrsg.), Gewalt gegen Kinder. Kindesmißhandlungen und ihre Ursachen, Reinbek 1975, S. 293.

²⁸⁾ Vgl. R. Wolff (Anm. 19).

²⁹⁾ M. S. Honig/R. Wolff, Neue Kinderschutz-Arbeit in der Bundesrepublik — eine Zwischenbilanz, in: Soziale Arbeit, 32(1983)12, S. 614.

Blick. Daneben ist oft Gleichgültigkeit gegenüber allgemeiner Kinderfeindlichkeit sowie gegenüber schwierigen Lebensbedingungen für Kinder und Familien festzustellen. So werden mißhandelnde Eltern zum Sündenbock.

Ein Klima, in dem ein Vater oder eine Mutter, die ihr Kind mißhandelt haben, mit öffentlichen Angriffen, mit Ablehnung und Verurteilung und vielleicht sogar Trennung der Familie rechnen müssen, trägt dazu bei, daß Familien versuchen, ihr Problem geheim zu halten. Hier beginnt ein Teufelskreis zwischen dem Versagen der innerfamilialen Kommunikation und gesellschaftlicher Isolierung. Betroffenen Familien dabei zu helfen, diesen Teufelskreis zu überwinden, ist eher möglich, wenn die öffentliche Meinung in dieser Frage sich wandelt. Deshalb muß gerade in präventiver Absicht versucht werden, auf breiter Basis ein neues Verständnis der Entstehung familialer Gewalt zu vermitteln.

Es gibt zunehmend ermutigende Beispiele für einen Journalismus in Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen sowie in politischen Initiativen, der Kindesmißhandlung in ihrem psychosozialen Kontext darstellt, Verständnis für die Betroffenen vermittelt und adäquate Hilfsangebote aufzeigt. Insbesondere muß hier auch der Einfluß des Deutschen Kinderschutzbundes erwähnt werden, der — indem er einen Wandel von einem eher karitativen, rettungsorientierten Hilfebegriff zu einem Ver-

ständnis der der Gewalt zugrundeliegenden Konflikte und des sozialen und gesellschaftlichen Umfeldes und zu einem eher fachlichen Hilfebegriff vollzog — wesentlich zu einer Veränderung der Sichtweise familialer Gewalt und zu einem aktiven Engagement für die Belange von Kindern in der Gesellschaft beitrug³⁰).

Allerdings ist für den Bereich des sexuellen Mißbrauchs in der Öffentlichkeit und in den Medien (wie auch in der Fachöffentlichkeit) eine neue Tendenz zur Kriminalisierung und zum Ruf nach mehr gesetzlichen Maßnahmen zu beobachten. Kontroversen um dieses Thema sind wichtig für die fachliche Weiterentwicklung auf diesem Gebiet, und sie sind angesichts der Betroffenheit, die das Problem auslöst, und des gegenwärtig ganz unzureichenden Forschungs- und Erkenntnisstandes auch unvermeidlich. Wenn diese Aufmerksamkeit auch grundsätzlich zu begrüßen ist, so ist doch auch hier zu fragen: Hilft die Kriminalisierung den betroffenen Kindern?

Zudem bringt diese Art der Behandlung des Themas — zugleich mit der Verunsicherung durch AIDS — die Gefahr einer Entwicklung mit sich, in der Affektkontrolle, Selbstdistanzierung und Intellektualisierung in menschlichen Beziehungen belohnt werden. Sexualität, ja vielleicht jeder Bereich unkontrollierter und schwerkontrollierbarer Beziehung, erscheint dann an sich schon als bedrohlich.

V. Strategien zum Kinderschutz

1. Traditionelles und neues Kinderschutzsystem

Bezüglich einer angemessenen Kinderschutzpolitik und entsprechender Maßnahmen gibt es Auseinandersetzungen, deren grundlegenden Konflikt man folgendermaßen formulieren kann: Kann eine Gesellschaft das Problem von Kindesmißhandlung überwinden, indem sie eine Strategie gesetzlicher Strafandrohung und Verfolgung der Mißhandler anwendet oder, andererseits, indem sie denen straffreie Hilfe und Unterstützung anbietet, die in ihren Familienbeziehungen scheitern³¹)?

³⁰) Vgl. dazu Deutscher Kinderschutzbund (Hrsg.), *Schützt Kinder vor Gewalt. Vom reaktiven zum aktiven Kinderschutz*, Weinheim—Basel 1983; W. Wilken, *Zwischen Philanthropie und Sozialpolitik. Zur Geschichte des Deutschen Kinderschutzbundes*, in: W. Brinkmann/M. S. Honig (Hrsg.) (Anm. 2), S. 97—124.

³¹) Vgl. dazu T. Levold, *Contextual Thinking in Child Protection Work*, Vortrag auf der 2. Europäischen Kinderschutz-Tagung in Brüssel am 24. April 1989, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, S. 1.

Die Erfahrungen mit verschiedenen Kinderschutzstrategien in der Bundesrepublik und in anderen europäischen Ländern haben in den letzten Jahren zu folgenden Erkenntnissen geführt: Der Gewalt in der Familie mit gewaltsamen Maßnahmen zu begegnen, d. h. im wesentlichen mit Kontrolle und Entrechtung der Familie (z. B. mit Denunziationskampagnen und Anzeigen, elterlichen Sorgerechtsentzügen ohne den vorherigen Versuch einer Klärung, schneller Fremdunterbringung der Kinder bzw. zwangsweisen Einweisungen in medizinische und psychiatrische Einrichtungen), verschärft nur die bestehende Konfliktsituation, die ohnmächtige Hilflosigkeit, die dann gewaltsam am Schwächsten ausgetragen wird. Nicht selten schließen solche Maßnahmen die Familie nur fester zusammen und lösen Verfolgungsgefühle und entsprechende Aggressionen aus. Die Möglichkeit einer Öffnung und einer Bearbeitung der Schwierigkeiten der Familie mit Hilfe von außen wird dadurch verhindert.

Ein Klima der Kriminalisierung erschwert den Zugang zu Hilfe auch und gerade für die betroffenen Kinder, sind sie es doch, die durch existentielle und vor allem emotionale Abhängigkeit und unter Umständen durch Drohungen an die Familie gebunden sind. Oft genug fühlt sich das Kind dann für das Scheitern der Familienbeziehungen verantwortlich und behält bis ins Erwachsenenalter Gefühle von Verstoßenheit und tiefer Schuld zurück.

„Erkennen und Helfen bedeutet hier nun nicht Rekonstruktion eines ‚Tat‘herganges und Identifizierung eines ‚Täters‘, z. B. um ihn einer Bestrafung zuzuführen, sondern heißt zum einen, potentiell gefährliche Situationen für Kinder zu erkennen und wirksam zu helfen, ehe es zu Mißhandlungen kommt, und zum anderen, geschehene Mißhandlungen zu erkennen, um durch Hilfen eine Wiederholung zu verhindern.“³²⁾ Das heißt nicht, daß Eltern, die ihre Kinder mißhandeln, aus der Verantwortung für ihr Handeln entlassen werden sollen. Es hat sich aber erwiesen, daß bestimmte Bedingungen flexibler und qualifizierter Hilfe zur Verfügung stehen müssen, gerade um Eltern herauszufordern und ihnen zu ermöglichen, sich mit ihrer Familiensituation auseinanderzusetzen.

Diese Erkenntnisse haben eine Kritik des herkömmlichen Vorgehens sozialer Dienste bei Kindesmißhandlung begründet. Sie bezog sich auf: deren Straforientierung, den reaktiven und nicht präventiven Charakter der Interventionen, den Mangel an professioneller Qualifikation, Diagnostik und Forschung im Umgang mit diesem komplexen Problem. Hinzu kommt die Konkurrenz der Maßnahmen und unzureichende Zusammenarbeit verschiedener sozialer Dienste.

Aus dieser Kritik heraus hat sich seit den siebziger Jahren ein alternativer Kinderschutz entwickelt, der zunehmend Anerkennung gefunden hat. So haben sich u. a. das Prinzip Hilfe statt Strafe, die Einsicht, daß Kindesmißhandlung, unbeschadet der bei den Eltern liegenden Verantwortung, Hilfe für Kind und Eltern erfordert, und die Auffassung, daß diese Hilfe spezielle fachliche Qualifikationen und institutionelle Voraussetzungen erfordert, weitgehend durchgesetzt.

Die Kinderschutz-Zentren³³⁾ haben für diese Entwicklung wesentliche Anstöße geliefert, und die für sie geltenden Prinzipien und Arbeitsformen können hier als richtungsweisend aufgeführt werden: Hilfe

statt Strafe; Freiwilligkeit statt Kontrolle; verstehen statt Manipulation; aktivieren statt passivieren; Verbund von (ambulanten und stationären) Hilfen statt Zersplitterung; frühe präventive Hilfen anstelle eines Eingreifens im Nachhinein und Ermutigung gesellschaftlicher Selbsthilfe. Konkret bedeuten diese Prinzipien unter anderem:

– Der Schutz des Kindes wird in Zusammenarbeit mit den Eltern und der ganzen Familie gesichert; über ein Verstehen des Familienproblems wird versucht, verschüttete Kräfte freizusetzen und das Wohl des Kindes zu sichern.

– Bestrafung der Familie (des Täters) ist ausgeschlossen. Dabei muß unterschieden werden zwischen gegebenenfalls notwendigen Interventionen zur Sicherheit des Kindes und straforientierten Maßnahmen.

– Das Angebot richtet sich an die hilfebedürftige Familie. Fremdmelder-Kampagnen gehören nicht zum Aufgabenbereich.

– Das Hilfsangebot bezieht sich auf die Gesamtheit problematischer Lebensumstände. Es ist in der Regel eine Hilfe im Verbund verschiedener Angebote. Die Aufsplitterung der Hilfe wird vermieden, der fachliche Rat anderer wird gesucht. Die gesonderte Einrichtung von Anlaufstellen erweist sich nicht als sinnvoll.

Die Vertraulichkeit wird streng gewahrt. Kontakte zu Dritten finden nur mit dem Einverständnis und in der Regel im Beisein der Familie statt.

2. Rechtliche Fragen

In einem Vergleich der rechtlichen Grundlagen verschiedener Kinderschutzsysteme in Europa und aktueller Reformbemühungen hat Belorgey³⁴⁾ als allgemeine Tendenz die ethische Unsicherheit herausgestellt, wann es möglich und wünschenswert ist, intrafamiliale Beziehungen zu verrechtlichen. Auf europäischer Ebene geht es dabei um Fragen wie: Soll ein Züchtigungsverbot gesetzlich verabschiedet werden³⁵⁾? Ist die Einführung einer Meldepflicht sinnvoll oder nicht? Soll eine gerichtliche Intervention bei Kindesmißhandlung systematisch oder fallabhängig und soll diese zivil- oder strafrechtlicher Art sein? Sollen Maßnahmen sich an Straf- oder

³²⁾ BMJFFG (Anm. 7), S. 1.

³³⁾ Das erste Kinderschutz-Zentrum entstand 1975 in Berlin. Inzwischen bestehen Kinderschutz-Zentren auch in Bremen, Gütersloh, Hamburg, Heidelberg, Kiel, Köln, Mainz und München. Lübeck und Stuttgart stehen kurz vor der Eröffnung.

³⁴⁾ J.-M. Belorgey, Les politiques Sociales Européennes, in: espace social, Sonderausgabe: L'Enfant en Danger et l'Aide Educative en Faveur de la Famille. (1990), S. 13–24.

³⁵⁾ Ein Züchtigungsverbot wurde bisher nur in den skandinavischen Ländern verabschiedet.

Hilfeprinzipien orientieren³⁶)? Die oben genannten Erkenntnisse wie auch die Erfahrung, daß selbst bei Freiheitsstrafen die Anzahl der Wiederholungsdelikte sehr hoch ist, begründen die Aufforderung zu „zusätzlichen Anstrengungen“, die auf folgende Schwerpunkte setzt³⁷):

Bereitstellung zusätzlicher Mittel insbesondere für präventive Maßnahmen; verstärkte Erforschung des Problemfeldes und angemessener Interventions- und Behandlungsstrategien; Aufbau flexibler niedrigschwelliger Hilfen; Informationspolitik über Hilfeangebote; Verbesserung der Koordinations- und Kooperationsprobleme in diesem Arbeitsbereich; „Humanisierung“ der gerichtlichen Prozeduren (insbesondere in bezug auf die Aussagebedingungen von Kindern und Familienangehörigen), Hilfestellung bei sozialen Krisensituationen, um Familien ein ausreichendes Einkommen und Wohnung zu garantieren.

Zur Zeit gibt es weltweit, in Europa und besonders auch in der Bundesrepublik Bemühungen um eine Anerkennung der Rechte von Kindern. (Dazu gehört die Konvention der UNO über die Rechte des Kindes, zu deren Ratifizierung alle politisch Verantwortlichen aufgefordert sind und der sich eine erweiterte europäische Konvention anschließen soll.) Die Initiative zu einer Neufassung des § 1631(2) BGB³⁸) im Sinne eines Züchtigungsverbots ist in diesem Zusammenhang zu begrüßen: Ihr geht es nicht darum, neue Strafnormen zu schaffen, die Eltern nur noch mehr unter Druck setzen würden, sondern darum, ein verstärktes Zeichen zu setzen zur Veränderung der Einstellung in der Öffentlichkeit zu Gewaltanwendungen gegenüber Kindern und darum, eindeutige Leitlinien für die Erziehung von Kindern zu entwickeln.

VI. Sozialpolitische Forderungen

Seit Kinderschutz in den modernen Industriegesellschaften zu einem öffentlichen und politischen Thema geworden ist, stellt sich die Frage der Verantwortung der Gesellschaft gegenüber der heranwachsenden Generation und wie diese Verantwortung ausgefüllt werden sollte. Wir betrachten es als Verpflichtung für Fachleute im Bereich des Kinderschutzes, die politisch und wirtschaftlich Verantwortlichen an diese Aufgabe zu erinnern, nämlich die Verantwortung nicht nur für den Schutz der Kinder, sondern für die Lebensbedingungen von Kindern und Familien und für die Bereitstellung von Hilfeangeboten wahrzunehmen.

³⁶) Solche Fragen der Bedeutung, der Widersprüche und der Auswirkungen von Kinderschutzsystemen in Konzept und Praxis wurden auf dem 8. Internationalen Kongreß der International Society for Child Abuse and Neglect vom 2. bis 6. September 1990 in Hamburg erörtert. Dieser Kongreß ist von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren ausgerichtet und von der Bundesregierung mitgefördert worden.

³⁷) J. M. Belorgey (Anm. 34), S. 22 ff.

³⁸) Dieses Verbot des elterlichen Züchtigungsrechts und eine entsprechende Änderung des § 1631(2) BGB forderte die von der Bundesregierung eingesetzte Gewaltkommission in ihrem Abschlußbericht. Dementsprechend haben die Kinderkommission des Deutschen Bundestages, der Deutsche Kinderschutzbund und zahlreiche Fachverbände vorgeschlagen, den bisherigen Wortlaut des § 1631(2) „Entwürdigende Erziehungsmaßnahmen sind unzulässig“ zu konkretisieren durch die Formulierung „Kinder sind gewaltlos zu erziehen. Entwürdigende Erziehungsmaßnahmen, insbesondere körperlich und seelisch verletzende Strafen, sind unzulässig.“

Als Antwort auf die grundsätzliche Frage einer angemessenen Kinderschutzpolitik ist es dringend notwendig, ein Kinderschutzsystem zu fördern und weiterzuentwickeln, das frühe präventive Hilfen anbietet, das auf Vertrauen und Ermutigung für die beruht, die in der Erziehung ihrer Kinder scheitern, das qualitative Therapie an die Stelle krimineller Verfolgung setzt und deshalb Bezogenheit statt Beziehungsbrüchen herstellt — ein System schließlich, das diejenigen, die beruflich mit Gewalt in der Familie zu tun haben, nicht allein läßt, sondern ihnen mehr Fortbildung, Unterstützung, Teamzusammenhänge und Supervision zur Verfügung stellt.

In Anlehnung an die von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren³⁹) und dem Deutschen Kinderschutzbund⁴⁰) formulierten Ziele und an von Engfer⁴¹) herausgearbeitete notwendige Präventionsmaßnahmen können konkret folgende Schritte gefordert werden:

— schulische Bildungsprogramme über Kindesmißhandlung und -vernachlässigung sowie sexuellen Mißbrauch;

³⁹) Vgl. Kinderschutz-Zentrum Köln, Familienorientierter Kinderschutz. Grundlagen und Erfahrungen, Köln 1988.

⁴⁰) Vgl. Deutscher Kinderschutzbund (Hrsg.), Hilfe statt Gewalt. Die Erklärung des Deutschen Kinderschutzbundes zur gewaltsamen Beeinträchtigung von Kindern in Familien, Hannover 1989.

⁴¹) Vgl. A. Engfer (Anm. 8), S. 16.

– Erwachsenenbildungsprogramme (besonders in der Eltern- und Familienbildung) zum Themenkreis Kindesmißhandlung und Kinderschutz;

– gezielte finanzielle Unterstützung, um eine ausreichende materielle Lebensgrundlage zu schaffen (z. B. ein einkommensabhängiges Kindergeld, Anti-Armuts-Programme);

– verstärkte Hilfen für Problem- und Risikogruppen, also umfangreiche Hilfen rund um die Geburt, Entlastungen und Hilfen für Mütter, die nach der Entbindung unter Depressionen und Erschöpfungszuständen leiden, Hilfen für Mütter sogenannter „Schrei-Babies“, Hilfen im ersten Lebensjahr des Kindes, Junge-Familien-Hilfsprogramme, insbesondere für Teenagermütter, Vorbereitung auf anstehende Probleme und Konflikte sowie auf Bewältigungsstrategien in den Partnerschaften junger Paare, flexible Betreuungsangebote für Mütter mit Kindern in der besonders schwierigen Phase des zweiten und dritten Lebensjahres;

– verstärkte Öffentlichkeitsarbeit über sanktionsfreie Hilfsmöglichkeiten im Krisenfall, aber auch über Erziehungsvorstellungen, die strenge und perfektionistische Einstellungen abbauen;

– Einrichtung von bevölkerungsnahen Krisenhilfzentren in freier Trägerschaft, die über ambulante

und stationäre Angebote verfügen (wie sie die Kinderschutz-Zentren darstellen) sowie Ausbau spezifisch qualifizierter Beratungsstellen;

– Maßnahmen im Bereich der Ausbildung und der Fortbildung, die zu einer Qualitätsverbesserung in der Arbeit vor allem der sozialen Dienste sowie der Kinderärzte in der Klinik und freier Praxis führen und die die interdisziplinäre Zusammenarbeit stärken;

– Erstellung regionaler Hilferegister, um die ambulante und stationäre Hilfepraxis in den einzelnen Regionen zu verbessern und übersichtlicher zu machen sowie

– Förderung gezielter Forschungen.

„Erst die Analyse der gesellschaftlichen Situation von Kindern zeigt, in welchem Maße Kinder als öffentliches Gut respektiert, Ressourcen und Lebenschancen für Kinder und Familien politisch bereitgestellt und verantwortet werden. Insofern wird die historische Ordnung des sozialen Status von Kindheit zum Indikator für die Lebensqualität einer Gesellschaft.“⁴²⁾

⁴²⁾ W. Brinkmann/M. S. Honig (Anm. 2), S. 41.

Kindheit in der Familie

Die Familie gibt es nicht — und hat es nie gegeben. Wissenschaftliche Untersuchungen haben eine Vielzahl unterschiedlicher Familienformen in Vergangenheit und Gegenwart aufgezeigt. Dementsprechend gibt es auch nicht *die* Kindheit: Jedes Kind erlebt *seine* Kindheit, die von Familie zu Familie durch höchst unterschiedliche Strukturen, Rollenerwartungen, Beziehungsqualitäten, Regeln, Verhaltens- und Interaktionsmuster, Erziehungsstile, Persönlichkeiten und Umweltkontakte bestimmt ist. Es wächst in einem sozialen Milieu auf, in dem Eltern ganz individuell auf seine einzigartigen Eigenschaften, Bedürfnisse, Emotionen, Äußerungen und Verhaltensweisen eingehen. Deshalb sind zum Thema „Kindheit in der Familie“ nur stark verallgemeinernde Aussagen möglich.

Noch eine weitere Vorbemerkung: Kindheit wird ganz entscheidend durch die Familie bestimmt, wenn auch deren Einfluß mit zunehmendem Alter der Kinder immer mehr abnimmt. Kinder werden in die Abhängigkeit von ihren Eltern hineingeboren; sie können in den ersten Lebensjahren nicht ohne die intensive Pflege und Erziehung durch Erwachsene überleben. Sie erlernen in der Familie Sprache, Ausdrucksweise, Normen, grundlegende Fertigkeiten und soziale Kompetenzen, entwickeln Persönlichkeitsstrukturen, Charaktereigenschaften, Denkstile, Erlebensweisen, (Geschlechts-) Rollen, Werthaltungen und individuelle Verhaltensweisen. Die Kinder werden in ihre materielle, soziale und kulturelle Umwelt eingeführt und ler-

nen, sich in ihr zu behaupten. So wird in der Familie der Grundstock für das weitere Leben des Individuums gelegt. Die große Bedeutung der Familie wird vor allem dann deutlich, wenn Kinder einen Eltern- teil durch Tod bzw. Scheidung verlieren oder wenn sie vernachlässigt bzw. falsch erzogen werden. Sie reagieren dann vielfach u. a. mit Verhaltensauffälligkeiten, Neurosen, Entwicklungsverzögerungen und Schulschwierigkeiten.

Die Entwicklung des Kindes darf jedoch nicht als Prägung durch die Familie mißverstanden werden. Vielmehr wird sie durch das komplexe Zusammenspiel von Erbanlagen, (Familien- und) Umwelteinflüssen sowie der Eigentätigkeit des Individuums bestimmt. Menschen sind von Anfang an handelnde Personen, die sich aktiv mit ihrer Umgebung auseinandersetzen. Ihre Reaktionen sind nicht reflexhafte Antworten auf innere Stimuli bzw. auf Umweltreize, sondern werden z. B. durch kognitive Prozesse (Interpretation der Reize), Einstellungen, Gefühle und das Selbstbild mitbestimmt. Hinzu kommt, daß die menschliche Entwicklung ein lebenslanger Prozeß ist: Das weitere Leben einer Person wird nicht durch ihre frühkindlichen Erfahrungen festgelegt — als ein Wesen mit freiem Willen entscheidet sie letztlich selbst über ihr Schicksal. So muß bei der nachstehenden Darstellung von Kindheit und Familienerziehung bedacht werden, daß Kinder durch diese Erfahrungen wohl beeinflusst, aber nicht unveränderlich geprägt werden.

I. Kindheit in Familien der Gegenwart

Ein Charakteristikum der heutigen Kindheit ist die Pluralität der Lebensformen, in deren Kontext Kinder aufwachsen: Nebeneinander bestehen Dreigenerationen-, Mehrkinder-, Einkind-, Teil-, Stief-, Adoptiv- und Pflegefamilien, nichteheliche Lebens- und Wohngemeinschaften. Während noch vor wenigen Jahren beispielsweise Teil- und Stieffamilien, aber auch Einkindfamilien und nichteheliche Lebensgemeinschaften, negativ gesehen wurden und von schlechten Entwicklungsbedingungen für Kinder gesprochen wurde, die unter diesen Umständen aufwachsen, setzt sich heute immer mehr eine andere Auffassung durch: Alle familialen und

familienähnlichen Lebensformen werden als eigenständige Varianten mit spezifischen Strukturen und Bewältigungsmechanismen betrachtet, die in ihrer Sozialisationskompetenz zumeist nicht defizitär sind. Entscheidend sind letztlich immer das Verhalten, die Persönlichkeit und der Erziehungsstil der Eltern sowie die von ihnen bestimmten Familienstrukturen und -prozesse. So bietet eine Teilfamilie Kindern gute Entwicklungsbedingungen, wenn der alleinerziehende Elternteil z. B. seine Rolle positiv definiert, ein gut funktionierendes soziales Netzwerk aufbauen konnte, die Betreuung der Kinder sichergestellt hat, diese weder überbehütet noch

vernachlässigt und ihnen intensive Kontakte zu gegengeschlechtlichen Erwachsenen (Rollenmodelle, Identifikationsfiguren) ermöglicht. Zweitfamilien bieten einen die kindliche Entwicklung fördernden Kontext, wenn sie beispielsweise den Kontakt der Kinder zum außenstehenden (nichtsorgeberechtigten) Elternteil ermöglichen und eine Identität als Stieffamilie annehmen (also nicht eine Kernfamilie zu imitieren versuchen). Es wird immer deutlicher, daß jede familiäre und familienähnliche Lebensform besondere Stärken und Schwächen hat. Somit ist letztlich für die Entwicklung von Kindern entscheidend, ob es den (erwachsenen) Familienmitgliedern gelingt, die für ihre Lebensform typischen Stärken zu nutzen und die Schwächen auszugleichen.

Ein Merkmal für die heutige Kindheit ist auch die Labilität der Familienverhältnisse, unter denen Kinder aufwachsen. Zum einen erleben Kinder hautnah die Konflikte ihrer Eltern mit, die sich früher eher hinter geschlossenen Türen abspielten. Vor allem aber wissen sie um Trennung und Scheidung, erleben diese in den Familien ihrer Freunde und Spielkameraden. So haben sie bei Auseinandersetzungen zwischen ihren Eltern Angst um den Fortbestand ihrer Familie und entwickeln eventuell weniger Grundvertrauen. Zum anderen erfahren immer mehr Kinder selbst, was Trennung und Scheidung bedeuten. Sie leben in einer Abfolge von Erstfamilie, Scheidungsfamilie, Teilfamilie und Zweitfamilie, leiden in den Übergangsphasen unter Gefühlen wie Schmerz, Trauer, Angst, Wut, Verwirrung, Depression oder Wertlosigkeit. Oft dauert es mehrere Jahre, bis sie die Scheidung als endgültig ansehen und ihre Folgen größtenteils verarbeitet haben.

Für jedes zweite Kind heißt Kindheit heute, das einzige Kind seiner Eltern zu sein. Das bedeutet: „Einzelkinder wachsen ohne die Erfahrungen der Mehrkinderfamilie auf. Sie haben weitaus weniger Möglichkeiten, sich dem dauernden Zugriff der Erwachsenen zu entziehen, sich in der Altersgruppe zu entlasten, im Umgang mit Gleichaltrigen und Älteren kognitive und soziale Erfahrungen zu machen. Eltern mit nur einem Kind sind leichter in Gefahr, sich zu einseitig auf dieses Kind zu konzentrieren, es zu stark an sich zu binden, ihre Wünsche auf das Kind zu projizieren.“¹⁾ Einzelkinder sind aber auch auf ihre Eltern fixiert und verlangen von ihnen ein hohes Maß an Zeit und Energie. Während Geschwister sich miteinander beschäftigen können,

benötigen Einzelkinder immer wieder ihre Eltern als Spielkameraden oder Gesprächspartner. Oft fühlen sie sich einsam und gelangweilt, wenn diese keine Zeit haben.

Um (Einzel-) Kindern soziale Erfahrungen zu ermöglichen, um sie bestmöglich zu fördern oder auch aus der durch Alleinerzieherschaft oder Berufstätigkeit beider Eltern bedingten Notwendigkeit heraus, werden Kinder schon frühzeitig in Krippen, Kindergärten, Spielgruppen, Musikschulen, Horten oder Sportvereinen angemeldet: Kindheit spielt sich heute zu einem großen Teil in pädagogisch besetzten Räumen ab. So ergab eine Befragung von 1 046 jüngeren Schulkindern und 1 046 Eltern, daß 82 Prozent der Kinder neben der Schule institutionelle Angebote in Anspruch nahmen. Der Durchschnitt lag bei zwei terminlich gebundenen Aktivitäten, wobei deren Zahl mit zunehmendem Alter der Kinder anstieg²⁾. So machen Kinder die Erfahrung einer nahezu durchgängigen Überwachung. Da sie aufgrund der fortschreitenden Verstädterung und Verkehrsgefährdung nur noch wenig Möglichkeiten zum unbeaufsichtigten Spiel haben, wird ihre Entwicklung zu einem großen Teil durch geplante Aktivitäten und Programme bestimmt. Wie bei Erwachsenen ist der Tagesablauf vorgeplant und wird durch die Öffnungszeiten der Bildungs- und Freizeiteinrichtungen, die terminlich gebundenen Angebote, die Medienzeit und die durch Erwerbstätigkeit und Hausarbeit begrenzten Spielzeiten mit den Eltern geprägt. Spontane Kontakte mit Gleichaltrigen sind nur noch selten möglich; in der Regel werden feste Verabredungen getroffen. So tritt die Familie schon in der frühen Kindheit immer mehr als ein Erfahrungen vermittelndes Umfeld zurück. Die Eltern organisieren bei jüngeren Kindern das außerfamiliale Programm, überwachen deren Zeitplan, chauffieren sie zu Freizeit- und Bildungseinrichtungen und übernehmen zunehmend eine den Einfluß von Institutionen, Gleichaltrigen und anderen Mit Erziehern ergänzende und kontrollierende Funktion.

Ist der Zeitplan durch besonders viele terminlich gebundene Aktivitäten in verschiedenen Einrichtungen geprägt, so erleben Kinder den Tagesablauf oft als zerstückelt und ihre Lebensräume als unzusammenhängend. Sie müssen sich immer wieder unterschiedlichen Regeln, Erwartungen und Anforderungen unterwerfen, sich also fortwährend umorientieren. Vor allem bei entgegengesetzten

¹⁾ R. Süßmuth, Wahrnehmung des Erziehungsauftrages in der Familie. Erziehungsfähigkeit, Erziehungsbereitschaft, Erziehungsfolgen, in: K. Weigelt (Hrsg.), Familie und Familienpolitik. Zur Situation in der Bundesrepublik Deutschland, Melle 1985, S. 98.

²⁾ Vgl. I. Herzberg/M. Ledig, Was tun Kinder nach der Schule? Eine empirische Studie zum Freizeitverhalten von Kindern in der mittleren Kindheit, in: Pädagogik der Frühen Kindheit, (1990) 1, S. 42.

Einflüssen kann es leicht zu Anpassungsproblemen und Verhaltensauffälligkeiten kommen. Die Kinder verbringen immer mehr Zeit in unterschiedlichen außerfamilialen Lebensfeldern, in denen sie mit verschiedenen Bezugspersonen konfrontiert werden. Diese können aber Eltern nicht ersetzen: So müssen sich Lehrer, Erzieher, Sozialpädagogen, Jugendpfleger, Trainer u. a. um eine große Zahl von Kindern kümmern, begleiten sie nur für eine kurze Zeit ihres Lebens, sind bloß an Teilbereichen ihrer Existenz (z. B. Schulleistungen, soziale Entwicklung, Beherrschung einer bestimmten Sportart oder Erlernen des Umgangs mit einem Musikinstrument) interessiert und begegnen ihnen zumeist mit einer Unterweisungs- und Bildungsabsicht. Hingegen sind Eltern dauerhafte Bezugspersonen, die eine intensivere Beziehung und umfassendere Erziehung bieten, mehr Anteil am Leben ihrer Kinder nehmen, ihre Individualität stärker achten, mehr Seiten ihres Selbst zeigen und mehr Liebe, Zuneigung und persönliche Verantwortung für sie empfinden. Aber auch Eltern konzentrieren sich häufig nur auf bestimmte Aspekte der kindlichen Existenz, insbesondere auf die Schulleistungen. Beim Erzeugen von Schulstreß arbeiten Lehrer und Eltern zumeist unbewußt zusammen.

Früher eigneten sich Kinder ihre Umwelt durch Eigentätigkeit an. Sie spielten und arbeiteten mit denselben Werkstoffen wie Erwachsene, ahmten Arbeitsvorgänge ihrer Eltern nach, stellten viele Gegenstände selbst her und mußten Verantwortung für bestimmte Aufgaben wie die Versorgung von Kleinvieh übernehmen. Spiel- und Arbeitstätigkeit gingen ineinander über. Heute haben Kinder nur selten die Möglichkeit, bei der planvollen Produktion von Dingen Fertigkeiten und Kompetenzen auszubilden, kreative Fähigkeiten zu schulen oder zu experimentieren. Selbsttätigkeit und die verantwortliche Erfüllung bestimmter Aufgaben spielen keine nennenswerte Rolle mehr. So sammeln Kinder weniger Erfolgserlebnisse und wissen nicht, was sie können. Dementsprechend verspüren sie weniger Selbstsicherheit und bilden manchmal ein negatives Selbstbild aus. Auch ist es für sie schwieriger geworden, Verantwortungsbereitschaft zu entwickeln.

Eigentätigkeit und das Erlernen von Körperbeherrschung werden ferner dadurch erschwert, daß Kinder immer weniger Möglichkeiten haben, unbeobachtet draußen zu spielen und die freie Natur zu erkunden. Stadtkinder finden immer seltener Spielflächen und verwilderte Grundstücke in der Wohnumgebung, werden immer mehr durch den Verkehr gefährdet. Aber auch auf dem Land werden Außenaktivitäten von Kindern z. B. aus Angst vor Unfällen oder sexueller Belästigung eingeschränkt.

Laut der schon erwähnten Befragung³⁾ sprachen 45 Prozent der Eltern Spielverbote für die Straße, 32 Prozent für den Wald und zehn Prozent für Bäche oder Flüsse aus. Es ist offensichtlich, daß die zunehmende „Institutionalisierung“ von Kindheit auch zu einem Verlust an Heimat führt: Eine Identifikation mit der Region erfolgt nicht, wenn sich das Leben von Kindern nahezu ausschließlich in Einrichtungen abspielt.

Kindliche Aktivität zeigt sich heute vor allem im Konsum. Kinder sind von einem Überangebot an Spielsachen umgeben, die aber immer häufiger vorprogrammiert sind: Das Spiel beschränkt sich nur noch auf die Bedienung. Im Kindergarten, in Freizeiteinrichtungen und in Vereinen konsumieren Kinder von Fachleuten entwickelte Spielprogramme, in der Schule nehmen sie mehr oder minder passiv Wissen auf. Auch in der Jugend spielt Konsum eine große Rolle, ist der Markt allgegenwärtig: Das Freizeitverhalten umfaßt in erster Linie den Kauf und Gebrauch von Waren und Dienstleistungen. Aufgrund der Konsumorientierung sind Kindheit und Jugend sehr teuer geworden: Schwimmkurs und Musikschule, Spielsachen und Computer, modische Kleidung und Teenagerzeitschriften, Diskothekenbesuch und Jugendtourismus kosten viel. So kommt es in Familien immer häufiger zu Konflikten um Geld, das vielfach von Kindern und Jugendlichen als Rechtsanspruch, Liebesbeweis oder Wiedergutmachung für Benachteiligungen (wie fehlende Zeit der Eltern) gesehen wird. Aufgrund der langen Schul- und Ausbildungszeit, aber auch von Jugend- und Akademikerarbeitslosigkeit, kann sich die finanzielle Belastung der Familie durch Kinder bis nach deren 30. Lebensjahr hinziehen.

Kinder und Jugendliche sind heute einerseits aus Zentren des Alltagslebens wie der Arbeitswelt ausgegliedert, so daß viele Lebensvollzüge Erwachsener undurchschaubar geworden sind und das Begreifen der Welt schwieriger geworden ist. Andererseits werden Erwachsenen- und Kinderwelt aber auch einander immer ähnlicher: So sind sowohl Erwachsene als auch Kinder Konsumenten und werden als solche angesprochen. Aufgrund der erwähnten Verlagerung der Kindheit in Institutionen wird das Leben beider Altersgruppen vor allem durch Zeitpläne, Rationalität, Entpersönlichung, Entsinnlichung und Aufsplitterung geprägt. Da die rasante technische und wissenschaftliche Entwicklung Erwachsene zu Fortbildung, zum Erwerb von Zusatzqualifikationen und eventuell sogar zur Umschulung zwingt, lassen sich auch Lernen und Wissensaneignung nicht mehr als allein für die Kindheit

³⁾ Vgl. I. Herzberg/M. Ledig (Anm. 2), S. 42.

typisch bezeichnen. Ferner ist bei Erwachsenen vermehrt ein adoleszenter Lebensstil festzustellen, wie er sich z. B. in einem häufigen Partnerwechsel, einer zunehmenden Bedeutung der Freizeit und ähnlichen Erfahrungen, Interessen und Hobbies zeigt. Schließlich heben die Medien die Trennung zwischen den Lebensbereichen von Erwachsenen und Kindern auf. Letztere werden über Sexualität, Gewalt, Tod usw. informiert. Kinder „wissen“ schon alles, bevor sie es als Jugendliche oder Erwachsene selbst erfahren können. „Ein heutiges Kind kennt durch das Fernsehen bereits die ganze Welt, ehe es alleine eine Straße überqueren kann.“⁴⁾

Kindheit ist zunehmend zu einer „Medienkindheit“ geworden. Fast die Hälfte aller Kinder besitzt einen eigenen Fernsehapparat; Sechs- bis Zwölfjährige, die in Kabelhaushalten mit Videorecorderausstattung wohnen, verbrachten 1985 durchschnittlich drei Stunden pro Tag vor dem Fernseher⁵⁾. Das Ausmaß der Mediennutzung ist von der Schicht, dem Bildungsstand der Eltern, der vom Kind besuchten Schulform und dem elterlichen Erziehungsverhalten abhängig. Dadurch wird auch bedingt, ob das Fernsehen mehr zur Unterhaltung oder zur Wissenserweiterung benutzt wird und inwieweit über Medieninhalte in der Familie diskutiert wird. Kinder, die mangels attraktiver Freizeitalternativen, aus Gewohnheit oder aufgrund des Verhaltens der Eltern („Ruhigstellung“ von Kleinkindern durch Einschalten des Fernsehgerätes) viel Zeit vor dem Fernseher verbringen, haben weniger Gelegenheit, sich im Spiel oder durch andere Formen der Eigentätigkeit weiterzuentwickeln. Auch werden ihre Artikulationsfähigkeit, ihre Erfindungsgabe und ihr Sozialverhalten weniger gefördert. Zudem sprechen Filme im Gegensatz zu Büchern weniger den Intellekt an, verlangen weniger kognitive Fähigkeiten und Phantasie. Allerdings vermitteln Medien aber auch zeitgenössische Jugendbilder als Orientierungsmaßstäbe und bieten Stoff zur Bearbeitung von Lebensthemen und Alltagsproblemen (z. B. von Ängsten, Sexualität oder Autonomie).

Das Fernsehen suggeriert, daß die Wirklichkeit besonders echt wiedergegeben wird: Vor allem für kleine Kinder ist wahr, was auf dem Bildschirm abläuft. Kinder merken nicht, daß sie „Wirklichkeit aus zweiter Hand“ erfahren. Problematisch ist ferner, daß die Kinder mit Bildern von Gewalt, Um-

weltverschmutzung, Krieg usw. überschüttet und damit oft verängstigt und verunsichert werden. Die Erwachsenenwelt scheint voller Probleme zu sein, da das Fernsehen fast ausschließlich negative Formen der Kommunikation, der Beziehungsgestaltung und Konfliktbewältigung zeigt. Die meisten Hauptpersonen in Filmen wirken eher als negative Vorbilder, da sie nicht diejenigen Eigenschaften haben, die sich Kinder aneignen sollen.

Besonders problematisch ist, wenn Kinder viele Videofilme sehen, da in ihnen Gewalt und Sexualität besonders stark thematisiert werden. Eine Befragung von 3 935 bayerischen Schülern im Alter von 13 bis 18 Jahren ergab sogar, daß 32 Prozent indizierte und zehn Prozent beschlagnahmte Videofilme unter ihren Lieblingstiteln aufführten⁶⁾. Aber auch die Werbung wirkt Erziehungszielen entgegen, wenn sie z. B. ein Bild der Frau als gefügiges und unterwürfiges Sexualobjekt vermittelt oder fortwährend neue Wünsche weckt. Schließlich kann das Fernsehen für Eltern zur Interpretationskonkurrenz werden und ihre Autorität untergraben, wenn es Kindern die Schwächen der Erwachsenen zeigt und sie mit anderen Werten, Normen und Meinungen konfrontiert. So überrascht nicht, daß die Eltern immer weniger Bedeutung für das kindliche Rollenspiel haben.

Als ein weiteres Charakteristikum von Kindheit heute muß die Kinderfeindlichkeit unserer Gesellschaft bezeichnet werden. Zum einen sind viele Erwachsene nicht mehr an den Geräuschpegel, die Aktivitätsbedürfnisse und die Neugier von Kindern gewöhnt, da Familien mit Kindern zur Minderheit geworden sind. Zum anderen werden die kindlichen Entwicklungsbedürfnisse trotz einer Vielzahl wissenschaftlicher Erkenntnisse bei der Raum- und Wohnungsplanung, im Bildungswesen und hinsichtlich der Vereinbarkeit von Arbeitsleben und Familie mißachtet: Vor allem die städtische Umgebung ist verplant, anregungsarm und gefährlich; Kinderzimmer sind bei weitem zu klein; die Schule entzieht sich ihrer erzieherischen Verantwortung; Alleinerziehende und Eltern, die beide erwerbstätig sind, können oft eine angemessene Betreuung ihrer Kinder nicht sicherstellen. Der Familienlastenausgleich gilt – trotz Verbesserungen in den letzten Jahren – nach Expertenmeinung noch immer als unzureichend. Auch erfahren Kinder zu wenig Hilfe, wenn sich ihre Eltern in bedrängten Lebenslagen (z. B. Scheidung, Arbeitslosigkeit, Versorgung pflegebedürftiger Großeltern) befinden.

⁴⁾ J. Barthelmes/E. Sander, Familie trotz Fernsehen? Medien im Familienalltag, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familie heute, München 1988, S. 383.

⁵⁾ Vgl. H. G. Rolf/P. Zimmermann, Zukunft der Kindheit – zwischen Konsumismus und Eigentätigkeit, in: Westermanns Pädagogische Beiträge, 38 (1986) 5, S. 18–21.

⁶⁾ Vgl. H. Lukesch, Video im Alltag der Jugend. Quantitative und qualitative Aspekte des Videokonsums, des Videospielens und der Nutzung anderer Medien bei Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, Regensburg 1989.

II. Familienerziehung

Seit dem 19. Jahrhundert und verstärkt seit den sechziger Jahren rückt das Kind immer mehr in den Mittelpunkt der Familie — ja viele Ehen werden erst geschlossen, wenn sich die Partner für die Zeugung eines Kindes entschieden haben. So sind heute die meisten Kinder Wunschkinder. Die Eltern orientieren sich an ihren Bedürfnissen und Wünschen, legen großen Wert auf ihre Erziehung. Diese Entwicklung beruht auf der wachsenden Bedeutung des Kindes im psychischen Haushalt seiner Eltern: Es soll ihrem Leben Sinn geben, der in der Arbeitswelt und der Religion immer weniger gefunden wird. Auch soll es emotionale und psychische Bedürfnisse der Eltern befriedigen, z. B. Zärtlichkeit geben und ein Liebesobjekt oder Gesprächspartner sein. Zudem betrachten viele Eltern die Erziehung als eine Möglichkeit der Selbstentfaltung und eigenen Weiterentwicklung. Diese Haltung, aber auch der Wunsch, das Kind solle es besser haben als man selbst, führt leicht zur materiellen und sozialen Verwöhnung. So muß das Kind in Haushalt und Garten nicht helfen, werden die meisten seiner Wünsche erfüllt. Oft wird es überbehütet, wird seine Ablösung erschwert, muß es lebenslang dankbar sein.

Kinder werden vielfach aber auch als Hindernis im Individuationsprozeß gesehen. Vor allem Kleinkinder zwingen Eltern ihren Lebensrhythmus auf und verhindern eine sofortige Wunscherfüllung. Ältere Kinder stehen ebenfalls ihren Eltern häufig bei Freizeitaktivitäten, Entspannung und Selbstverwirklichung im Wege. Häufig erscheinen sie als finanzielle, zeitliche und psychische Belastung. So kommt es manchmal zur Vernachlässigung von Kindern. Oft erleben diese aber auch einen fortwährenden Wechsel zwischen hoher Aufmerksamkeit und Spielbereitschaft auf der einen oder plötzlicher Zurückweisung und Bestrafung auf der anderen Seite — je nachdem, ob sich der Elternteil gerade durch das Kind in seiner Selbstentfaltung eingeschränkt fühlt oder es zur Befriedigung emotionaler Bedürfnisse benötigt. Bei einem derartig wechselhaften Erziehungsstil oder bei Vernachlässigung reagieren manche Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten.

Hinsichtlich der Vater-Kind-Beziehung ist festzuhalten, daß Väter laut einer Vielzahl wissenschaftlicher Forschungsergebnisse ein der Mutter-Kind-Beziehung gleichwertiges Verhältnis zu Kindern aufbauen und genauso gut deren physische, psychische und soziale Bedürfnisse befriedigen können. So beschäftigen sich manche jüngeren Väter intensiv mit Erziehungsfragen, widmen ihren Kin-

dern viel Zeit und übernehmen einen Teil der Hausarbeit. Sie wollen von ihnen aus Liebe akzeptiert werden und pochen nicht auf ihre Autorität. In einigen dieser Fälle entsteht eine gewisse Rivalität zwischen den Eltern, die gegeneinander um die Zuneigung ihrer Kinder wetteifern. Die meisten Väter sind aber weiterhin nur wenig an der Erziehung beteiligt, da für sie die Vaterrolle eine Nebenrolle ist oder weil sie beruflich überlastet sind und ihnen die Energie zum Spielen oder zum Gespräch mit ihren Kindern fehlt. In vielen Teilfamilien besteht kaum Kontakt zum nichtsorgeberechtigten Vater, so daß es an einem männlichen Rollenmodell mangelt. Bei Mädchen können daraus Schwierigkeiten im Umgang mit dem anderen Geschlecht und bei Jungen Probleme bei der Entwicklung einer Geschlechtsrollenidentität resultieren, sofern nicht andere männliche Bezugspersonen ausgleichend wirken.

In der Mutter-Kind-Beziehung lassen sich häufig negative Auswirkungen der Emanzipationsbewegung feststellen. So fühlen sich viele Hausfrauen abgestellt, minderwertig und benachteiligt, vermissen ihren Beruf und leiden unter Isolierung, Unausgefülltsein und einer Abwertung ihrer Tätigkeit. Ihre Unzufriedenheit und negative Gestimmtheit führen leicht zu einem unangemessenen Verhalten gegenüber dem Kind, das als Fessel erlebt wird. Manche Frauen versuchen auch, ein positives Selbstbild zu entwickeln, indem sie eine „perfekte“ Hausfrau und Mutter sein wollen. In diesen Fällen kommt es leicht zu einer Überbehütung und Verwöhnung der Kinder, die nahezu jeden Wunsch gegenüber der Mutter durchsetzen können und diese somit beherrschen.

Erwerbstätige Mütter und Alleinerziehende sind hingegen vielfach überlastet. Sie haben häufig Probleme mit der Kinderbetreuung und erleben Trennungsschmerz und Schuldgefühle, wenn sie morgens Kleinkinder in der Krippe, bei der Tagesmutter und in der Kindertagesstätte abgeben. Sie sind leicht gereizt und ungeduldig, leiden unter ihrer zersplitterten Existenz und der fortwährenden Hetze. Die Zeitnot der Eltern schlägt sich auch in den Ergebnissen einer repräsentativen Untersuchung nieder, nach der Mütter im Durchschnitt 41 Minuten täglich auf ein Kind, 59 Minuten auf zwei und 81 Minuten auf drei und mehr Kinder verwenden. Nach dem Alter der Kinder differenziert, sind es z. B. 189 Minuten bei einem Einzelkind unter drei Jahren, 129 Minuten bei einem drei- bis sechsjährigen und 55 Minuten bei einem sechs- bis 15jährigen Kind. Väter wenden in

der Regel nur rund 20 Minuten pro Tag für ihre Kinder auf⁷⁾).

Im Vergleich zu früher ist der Erziehungsstil von Eltern partnerschaftlicher geworden, werden Kindern größere Freiheiten und Mitbestimmungsrechte zugestanden. In vielen Familien herrscht ein kameradschaftlicher Umgangston vor. Eltern sind zunehmend bereit, mit Kindern über alles zu sprechen und ihr erzieherisches Verhalten zu begründen. Sie versuchen, die heute geltenden Erziehungsziele wie Selbständigkeit, Mündigkeit, Reife und Selbstaktualisierung zu erreichen. Kindererziehung ist aber auch schwieriger geworden: Zum einen ist der Selbstanspruch der Eltern gestiegen; sie wollen dem Kind eine optimale Entwicklung gewährleisten. Zum anderen sind sie im Vergleich zu früher verunsichert: Sie haben zumeist mit der Erziehungsstradition ihrer Eltern gebrochen, können sich aufgrund der geänderten Verhältnisse nicht mehr an der eigenen Erziehung orientieren. Oft fühlen sie sich durch Experten wie Lehrer und Psychologen als Erzieher dequalifiziert oder geraten mit anderen Betreuungspersonen ihrer Kinder, mit deren Anforderungen und Erwartungen in Konflikt. Durch die Medien werden sie mit einer Vielzahl unterschiedlicher Vorbilder sowie mit widersprüchlichen pädagogischen Theorien, Normen und Erziehungsratschlägen konfrontiert. Zudem widersprechen innerfamiliäre Werte wie Vertrauen, Offenheit, Rücksichtnahme und Solidarität außerfamiliären Erwartungen wie Wettbewerbsdenken und Leistungsdruck: Kinder müssen für zwei Welten erzogen werden, zwischen denen immer wieder vermittelt werden muß. Festzuhalten ist: „Eltern sind in der Erziehung weitaus stärker als früher

durch persönliche Autorität und überzeugende Argumente gefordert. Die erziehende Umwelt fällt weitgehend aus. Viele Eltern fühlen sich mit der Erziehungsaufgabe allein gelassen.“⁸⁾

Manchmal ist bei Eltern auch ein pädagogischer Machbarkeitswahn festzustellen: Sie wollen ein perfektes Kind, wollen es bis zum Studium bringen. So wird im Namen der Zukunft die Gegenwart übersehen. Das Kind steht fortwährend unter Druck; seine Grenzen werden nicht gesehen. Immer wieder wird in sein Leben eingegriffen. Eine andere problematische Entwicklung in der Familienziehung zeigt sich in der Korrumpierung von Liebe und Zuneigung: Da Körperstrafen generell abgelehnt werden, wird das Kind durch Liebeszufuhr und Liebesentzug gelenkt. So macht es die Erfahrung, daß es nicht um seiner selbst willen geliebt wird, sondern nur um seiner Taten. Ähnliches gilt für den Fall, daß positives Verhalten mit Geld, Schleckereien und Geschenken belohnt wird. Ferner ist problematisch, wenn materielle Dinge als Liebesbeweise eingesetzt oder gesehen werden. So geht nicht nur der Charakter von Liebe und Geschenken verloren, sondern das Kind entwickelt sich auch zum Materialisten. Manche Eltern versuchen schließlich, für Problemkinder entwickelte psychologische Techniken direkt in die Erziehung umzusetzen. Sie möchten, daß das Kind tut, was die Eltern wollen, und dabei glaubt, es wolle das selbst (Verhaltenstherapie). Oder sie suchen fortwährend nach Motiven hinter dem Verhalten des Kindes, unterwerfen es diesbezüglichen Interpretationen und versuchen die Beweggründe zu beeinflussen (Psychoanalyse).

III. Was ein Kind heute braucht

Kindheit ist keine unbeschwerte Zeit: Kinder unterliegen in der Familie und der weiteren Umwelt positiven und negativen Einflüssen, erleben glückliche und unglückliche Stunden. Einige werden durch pathogene Lebensbedingungen so geschädigt, daß sie Verhaltensauffälligkeiten entwickeln: Bei rund 20 Prozent aller Kinder lassen sich Symptome feststellen, bei etwa zwölf Prozent kinder- und jugend-

psychiatrische Störungen⁹⁾. Einige sind leistungsschwach, andere werden kriminell, wenden sich Alkohol oder Drogen zu. Die meisten Kinder entwickeln sich jedoch „normal“, aber nur wenige werden ein glückliches und ausgefülltes Leben verbringen. So soll abschließend thesenhaft beschrieben werden, was ein Kind in der Familie an positiven Entwicklungsbedingungen benötigt:

⁷⁾ Vgl. H.-G. Krüsselberg/M. Auge/M. Hilzenbecher, Verhaltenshypothesen und Familienzeitbudgets. Die Ansatzpunkte der „Neuen Haushaltsökonomik“ für Familienpolitik, Stuttgart u. a. 1986.

⁸⁾ R. Süßmuth, Für Kinder bleibt noch viel zu tun, in: Frau & Politik, 33 (1987) 8, S. 3.

⁹⁾ Vgl. M. Detzner/M. H. Schmidt, Epidemiologische Methoden, in: H. Remschmidt/M. H. Schmidt (Hrsg.), Kinder- und Jugendpsychiatrie in Klinik und Praxis, Band 1, Grundprobleme, Pathogenese, Diagnostik, Therapie, Stuttgart-New York 1988, S. 328.

1. Das Kind braucht Sicherheit, Geborgenheit und Verlässlichkeit in den Familienbeziehungen. Es kann diese Erfahrung nur machen, wenn die Ehe seiner Eltern gut ist, wenn also ein dialogisches Verhältnis zwischen den Partnern besteht, wenn sie einander lieben und achten, wenn sie miteinander wachsen. Erst eine gute Ehebeziehung schafft ein Familienklima, in dem Kinder gedeihen und das für das aktive Erforschen der Umwelt notwendige Vertrauen entwickeln können. Dann ist es auch nicht nötig, daß die Eltern danach streben, perfekte Erzieher zu werden. Die größte erzieherische Einwirkung erfahren Kinder durch die Qualität des Zusammenlebens; ist diese gut, so bleiben auch Erziehungsfehler ohne negative Folgen.

2. Das Kind braucht Eltern, die mit ihrem Leben zufrieden sind. Es entwickelt sich am besten, wenn die Erwachsenen sich selbst in ihren Elternrollen, Berufsrollen, Hausfrauenrollen usw. akzeptieren, die verschiedenen Lebensbereiche ausbalancieren und somit für das Kind dasein können, ohne durch Streß, Zeitnot, Unzufriedenheit und ähnliches belastet zu sein.

3. Das Kind braucht Eltern, die als positive Vorbilder wirken, die sich nicht anders verhalten, als sie es von ihm erwarten. Es benötigt Eltern, die in der Familie offen kommunizieren, partnerschaftlich miteinander und den Kindern umgehen, ein positives Problem- und Konfliktlösungsverhalten praktizieren und die Führung der Familie übernehmen.

4. Das Kind braucht Eltern, die es lieben, ihm Zuwendung und Fürsorge zukommen lassen und Interesse an seiner Person haben. Die Eltern sollten es als Person akzeptieren, Respekt vor seinen Gefühlen haben und es nicht vereinnahmen, zur Befriedigung eigener Bedürfnisse nutzen oder als Ersatzpartner mißbrauchen. Es ist wichtig, daß sie ihm Verständnis und Empathie entgegenbringen, also versuchen, sein Sprechen und Handeln zu verstehen und seine Perspektive kennenzulernen. Dieses gibt dem Kind das Gefühl, ernstgenommen zu werden. So kann es Selbstbewußtsein und Selbstachtung entwickeln.

5. Das Kind braucht Eltern, die sich Zeit für es nehmen; es benötigt sowohl einen aktiven Vater als auch eine Mutter. Diese Zeit darf aber nicht genutzt werden, um das Kind zu einem Erziehungsobjekt zu machen. Es ist Subjekt seines Lebens, bestimmt

seine Entwicklung mit. Seine Gegenwart darf nicht einer angezielten Zukunft geopfert werden. Insbesondere für Kleinkinder ist das Spiel die ihnen angemessene Form des Lernens; ein Belehren ist verfrüht. Es ist wichtig, daß sich Kinder ganzheitlich entwickeln können, daß sie nicht verwöhnt, überbehütet oder vernachlässigt werden.

6. Schließlich braucht das Kind einen sich allmählich erweiternden Handlungsraum. Nur wenn es langsam immer mehr Verantwortung für sein Verhalten und seine Entscheidungen übernehmen muß, kann es mit der Zeit selbständig und mündig werden. Die Eltern müssen lernen, es loszulassen und schrittweise seine Ablösung fördern. Auch sollten sie ihm Freiräume für ein unbeaufsichtigtes Spielen, für Umwelt- und Selbsterfahrung, für Eigentätigkeit und kreatives Produzieren geben. Das Kind benötigt zu seinem Schutz aber auch Grenzen. Es muß lernen, auf die Absichten, Wünsche und Bedürfnisse der anderen Familienmitglieder Rücksicht zu nehmen. Diese sollten deshalb nicht verheimlicht werden. Auch muß es erkennen, daß Geld und Zeit knapp sind, so daß es mit Konsumangeboten, Medien und Freizeitmöglichkeiten richtig umzugehen lernt. Schließlich sollten die Eltern ihm immer mehr Aufgaben im Haushalt, für die Pflege seines Zimmers usw. übertragen, da dieses zu seiner Eigenständigkeit beiträgt, zu Verantwortungsbereitschaft führt und die Entfaltung seiner Fähigkeiten fördert.

Natürlich brauchen Kinder auch gesunde Entwicklungsbedingungen außerhalb der Familie, die hier nur angedeutet werden sollen: Sie benötigen Einrichtungen, die elementare Sozialerfahrungen vermitteln, verlässliche Beziehungen bieten, Kinder fordern und fördern, sie am Erwachsenenleben teilhaben lassen und zum Stadtteil und zur Umgebung hin offen sind. Sie benötigen institutionelle Hilfen bei Problemen und Verhaltensauffälligkeiten, bei der Trennung und Scheidung ihrer Eltern. Sie brauchen eine gesunde Umwelt und Wohnverhältnisse, die eine optimale Entwicklung und Begegnung mit anderen, Erholung, Sport und Spiel zulassen. Und sie benötigen eine Erwachsenengesellschaft ohne Kinderfeindlichkeit, in der die Bedeutung der Familie für Kinder anerkannt wird, in der diese angemessen gefördert wird und in der Familie und Beruf miteinander vereinbart werden können.

Kindheit in der Dritten Welt

I. Zur „Kindheit“ von Kindern

Die Vorstellung von Kindheit, wie wir sie kennen, ist auch für den europäischen Bereich relativ jung. Vielfach kritisiert – längst ist sie schon wieder verabschiedet¹⁾, zur Fiktion²⁾ oder zur Mythologie erklärt worden³⁾ –, hat sie sich erst in den letzten drei bis vier Jahrhunderten in dieser Form herausgebildet⁴⁾. Kindheit entstand als eine Art Schonfrist, in der der Mensch vornehmlich lernen und reifen soll. Besonders unter dem Einfluß der Kinderarbeit trat im vergangenen Jahrhundert der Gedanke auf, daß Kindern zuerst einmal ein besonderer Schutz zuteil werden sollte⁵⁾. Getrennt werden muß zwischen der Kindheit als Phase sozialkultureller Prägung sowie als (biographische) Phase des Heranwachsens und Herausbildens genereller menschlicher Fähigkeiten. So gesehen ist Kindheit und selbst Jugend immer auch defizitär beschrieben, was in der sozialkulturellen Rückwirkung unseres Kulturkreises zur Folge hat, über einen sehr langen Zeitraum kindliche Eigenständigkeit, Selbstbestimmung und Einflußnahme stark einzuschränken, erwachsenengemäß vorzustrukturieren und überhaupt unter Erwachsenen dominanz zu stellen.

Vor diesem Hintergrund entsteht bei der Betrachtung der Stellung von Kindern in anderen Ländern

1) Vgl. N. Postmann, *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt/M. 1983.

2) Vgl. H. Hengst u. a., *Kindheit als Fiktion*, Frankfurt/M. 1982.

3) Vgl. D. Lenzen, *Mythologie der Kindheit*, Reinbek 1985.

4) Vgl. P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1976; L. De Mause (Hrsg.), *Hört ihr die Kinder weinen*, Frankfurt/M. 1977; I. Weber-Kellermann, *Die deutsche Familie*, Frankfurt/M. 1974.

5) Ein früher Versuch des Schutzes ist die Fünf-Punkte-Deklaration der „Internationalen Union des Fonds für die Rettung der Kinder“ von 1924.

leicht der Eindruck, es handele sich um „Kinder ohne Kindheiten“. Getrennt werden muß dabei allerdings zwischen kulturabhängigen Unterschieden, die als solche zunächst zu tolerieren sind, und Einflüssen auf Kindheiten, die politische und vor allem wirtschaftliche Gründe haben sowie ihrerseits die Ursachen dafür sind, daß diese Kinder in ihren Kulturen in Elend leben und keine Möglichkeit zu einer relativ „entlasteten Reifung“ haben. Bei der Darstellung von Kindheit in der Dritten Welt werden sich sowohl Befremdlichkeiten gegenüber einer anderen, kulturbedingten Ausgestaltung von dem, was wir Kindheit zu nennen gewohnt sind, zeigen, als auch Mißstände in diesen verarmten Ländern, die aus Ausbeutung und Unterdrückung resultieren. Nicht immer einfach, manchmal unmöglich ist die Trennung dieser beiden Faktoren, und meistens sind sie eng miteinander verwoben. Dabei sei darauf hingewiesen, daß der Begriff „Dritte Welt“ Länder umfaßt, die sowohl kulturell als auch wirtschaftlich höchst verschieden sind. Auch innerhalb der einzelnen Länder herrschen große Unterschiede und werden bestimmte Probleme erst erkannt, wenn weitere Differenzierungen vorgenommen werden. Es ist notwendig, Länder in städtische und ländliche Regionen zu unterteilen, da es gerade ländliche Gebiete sind, die unter einer Reihe von Strukturschwächen leiden, die in Städten nicht vorhanden sind oder kompensiert werden können. Die Bevölkerung einzelner Länder ist ebenfalls nicht homogen. Überall geht es der kleinen Ober- und Mittelschicht gut, während die Unterschicht in absoluter Armut lebt⁶⁾.

6) Vgl. J. P. Grant (UNICEF), *Zur Situation der Kinder in der Welt*, Köln 1990, S. 63 ff. Der Autor weist auf die internationale Verflechtung dieses Problems hin.

II. Die Lebensbereiche der Kinder

In vielen Ländern der Dritten Welt läßt sich eine „Krise der Familie“ feststellen. Sie zeigt sich sowohl in der zunehmenden Verelendung der Familie als auch in dem Verfall ihrer traditionellen Strukturen.

Die Verschlechterung der Wirtschaftslage der Dritten Welt in den achtziger Jahren hat für den Großteil der jeweiligen Bevölkerung katastrophale Folgen⁷⁾. Die Familien sind aufgrund der ungerechten Verteilung von Boden, Kapital und Arbeit kaum noch in der Lage, ihre Existenz zu sichern, oder nur noch mit einem Aufwand, der die bisherige Struktur zerstört, ohne eine neue in Aussicht zu stellen. Die größte Veränderung ist, daß die Frau zur Zweitverdienerin wurde, weil der Mann mit seinem Verdienst die Familie nicht mehr ernähren kann. Oft ist er arbeitslos oder geht nur noch Gelegenheitsjobs nach⁸⁾. Mit diesen Veränderungen hat sich das Leben der Kinder tiefgreifend gewandelt.

Galt bisher, daß Kinder im Familienalltag immer „mitliefen“, einfach fast überall „dabei waren“, so sind sie heute verstärkt auf sich alleine gestellt. Die traditionellen Sozialbezüge lösen sich mehr und mehr auf. Die Großfamilie ist in kleinere Haushalte zerfallen, Dorf- oder Siedlungsgeflechte brechen aufgrund von Landflucht und der zunehmenden Verstädterung auseinander. In dieser Situation werden die Kinder schon früh in häusliche Aufgabenverteilung einbezogen.

1. Kinderarbeit

Weit über das Maß familiärer Aufgaben hinaus, die in fast allen Kulturen Feldarbeit u. ä. beinhaltet, geht das der Kinderarbeit. Darunter wird verstanden, daß Kinder mehr oder weniger regelmäßig mindestens einer Beschäftigung nachgehen, um den eigenen oder den familiären Lebensunterhalt zu sichern. Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) ging 1988 von rund 100 Millionen arbeitender Kinder aus und gab an, daß in asiatischen Ländern die Quote bei sieben Prozent der Kinder unter 15 Jahren lag, in manchem afrikanischen Land bei ca. 20 Prozent, in Lateinamerika zwischen zwölf und 25 Prozent⁹⁾. Obwohl sich das Ausmaß der Kinderarbeit in einigen Ländern verringert hat, ist

⁷⁾ Familien in Lateinamerika müssen 70–80 Prozent ihrer Einkommen für Nahrungsmittel verwenden.

⁸⁾ Dies ist zwar ein Ergebnis der Armut und nicht der Emanzipation, wohl aber entwickelt sich aus der veränderten Rolle der Frau ein Selbstbewußtsein, das zur Emanzipation führen kann und häufig führt, wenngleich diese bisher eher als Doppelbelastung denn als Entlastung auftritt.

⁹⁾ Vgl. A. Bequale, *Child Labour: A briefing manual*, Genf 1988.

davon auszugehen, daß das Problem in den achtziger Jahren zunahm.

In Ländern Lateinamerikas wie Kolumbien beträgt der Anteil der arbeitenden Kinder zwischen fünf und vierzehn Jahren 40–50, in ländlichen Gebieten sogar 60–70 Prozent¹⁰⁾. Kinderarbeit, aus der Verarmung breiter Bevölkerungsschichten entstanden, ist heute in vielen Ländern zu einem nicht unerheblichen gesamtgesellschaftlichen Wirtschaftsfaktor geworden, obwohl sie fast überall gesetzlich verboten ist.

2. Schulbildung

Bei den Ausmaßen der Krise in den Ländern der Dritten Welt verwundert es nicht, daß eines der größten Probleme die Schulbildung ist. Schule ist selbst da, wo sie vorhanden und zugänglich wäre, unattraktiv, zuweilen auch ineffektiv.

Zwei Indikatoren für die Messung von Schulbildung sind die Anmeldequote in den Grundschulen – in den meisten Ländern besteht keine Schulpflicht oder automatische Erfassung – und die Abbruchquote. Beide Quoten haben sich in den meisten Ländern der Dritten Welt in den achtziger Jahren verschlechtert¹¹⁾. In manchen Ländern melden sich nicht einmal 25 Prozent der Kinder in den Grundschulen an. Die UNESCO geht davon aus, daß 1987 in den Entwicklungsländern rund 60 Millionen Kinder zwischen sechs und elf Jahren nicht eingeschult wurden.

Nur rund die Hälfte aller Grundschüler schließen die Grundschule ab. In Bolivien gehen Kinder durchschnittlich lediglich 3,7 Jahre zur Schule. Für alle Länder Lateinamerikas wird die Rate der Kinder, die nie eine Schule besuchen, auf ca. 13 Prozent geschätzt, das sind 8,5 Millionen Kinder¹²⁾.

In den meisten Ländern sind aufgrund der wirtschaftlichen Rezession der achtziger Jahre die Ausgaben für den Bildungssektor reduziert worden. Hinzu kommt häufig eine ungerechte Verteilung dieser Gelder. 80–90 Prozent aller Schuleinschreibungen – bestehend hauptsächlich aus Kindern an Grundschulen – erhalten lediglich die Hälfte der

¹⁰⁾ Vgl. A. Recknagel, *Kinder in Lateinamerika – Das ganze Ausmaß der Bedrohung*, in: *Lateinamerika – Analysen und Berichte 12. Kinder ohne Kindheit*, Hamburg 1988, S. 38 ff.

¹¹⁾ Vgl. G. A. Cornia/R. Jolly/F. Stewart (Hrsg.), *Adjustment with a Human Face*, 2 Bde, Oxford 1987 und 1988, hier: Bd. I, S. 29. Gekürzt auf Deutsch erschienen unter dem Titel: UNICEF, *Anpassung mit menschlichem Gesicht*, Bielefeld 1990.

¹²⁾ Vgl. A. Recknagel, in: *Lateinamerika (Anm. 10)*, S. 42.

Tabelle 1: Einschulungsraten

	Einschulungsrate Elementarschule m/w			Anteil der in die 1. Klasse Eingeschulten, die die Ele- mentarschule abschlossen (in %)	
	1982-1984	1984-1986	1986-1988	1980-1984	1985-1987
Afghanistan	16/8	-/-	-/-	54	63
Mosambik	54/41	52/44	49/41	26	39
Mali	-/-	-/-	23/14	61	39
Angola	71/61	71/61	-/-	24	-
Malawi	50/42	48/43	50/47	28	33
Äthiopien	-/-	-/-	32/22	49	41
Guinea	35/16	30/14	31/15	-	70
Burkina Faso	28/16	38/22	34/20	75	74
Tschad	-/-	-/-	52/23	29	17
Zentralafrikan. Rep.	80/42	63/40	59/39	53	17
Somalia	21/11	19/10	19/10	33	33
Ruanda	60/57	65/63	65/63	47	49
Tansania	62/61	51/53	50/51	76	76
Haiti	42/38	45/42	45/42	76	76
El Salvador	64/63	61/62	61/62	68	31

Quelle: Zusammengestellt aus den UNICEF-Jahrbüchern.

Bildungsausgaben¹³⁾, während die höheren Schulen relativ gut ausgestattet sind. Ländliche Regionen verfügen gelegentlich über gar keine Schulen.

3. „Straßenkinder“

Noch gravierender stellt sich das Schulproblem bei der Masse der „Straßenkinder“ in der Dritten Welt dar, die heute auf ungefähr 30 Millionen geschätzt wird¹⁴⁾. Da sie sich selbst ernähren müssen, bedarf es schon großer Anstrengungen und vor allem einiger Entlastungen, um sie für den Schulbesuch zu gewinnen, sofern das überhaupt versucht wird.

Das Phänomen der auf der Straße lebenden Kinder ist in allen Ländern der Dritten Welt verbreitet, die absoluten Zahlen für Lateinamerika und Asien sind immens, aber kaum schätzbar. Die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) ging Ende 1984 von ca. acht Millionen „Straßenkindern“ in Lateinamerika aus. Viele dieser Kinder sind von Zuhause wegelaufen, weil sie sich aufgrund der absoluten Armut ihrer Familien auf eigene Faust durchschlagen

wollen oder sollen. Viele von ihnen gehen aber auch von der Familie fort, um der in der Krise zunehmenden Gewalt innerhalb der Familien zu entgehen. Andere sind ausgesetzt worden. Sie alle finden sich häufig in Banden zusammen, um sich in ihrem täglichen Überlebenskampf größere Sicherheit zu geben, oder die Gruppen versuchen, bessere Verdienstmöglichkeiten zu organisieren. „Straßenkinder“ werden für illegale Tätigkeiten ausgenutzt, zunehmend offenbar für den Drogenhandel¹⁵⁾. Für Mädchen gilt, daß ihre sicherste Einnahmequelle die Prostitution ist.

Ein Dasein als „Straßenkind“ führen zu müssen, ist auch die Konsequenz für viele Waisen oder Halbwaisen, für die Kinder der „Verschwundenen“ in den Ländern der Dritten Welt, falls sie nicht durch einen Rest sozialer Sicherung Stabilität erfahren. Das Phänomen der durch polizeiliche, paramilitärische und militärische Gewalt vereinsamten Kinder ist aus Asien genauso bekannt wie aus Afrika und Lateinamerika. Die „Vereinigung von Angehörigen der Verhafteten und Verschwundenen Lateinamerikas und der Karibik“ (FEDEFAM) ging Ende

¹³⁾ Vgl. G. A. Cornia (Anm. 11), Bd. I, S. 234.

¹⁴⁾ Vgl. S. Agnelli, *Street Children - A Growing Urban Tragedy*, London 1988. Die Zahl steigt um ein Vielfaches, zählt man noch die dazu, die nur zeitweise auf der Straße leben und Familienanschluß haben.

¹⁵⁾ Vgl. U. Pollmann, *Zwischen Arbeit und Bandentum. Brasiliens Kinder auf der Straße*, in: *Lateinamerika* (Anm. 10), S. 54-81.

1988 alleine für Guatemala von rund 100 000 Halb- oder Vollwaisen aufgrund politischer Gewalt aus.

4. Kinder im Krieg

In rund dreißig Ländern der Welt herrschen zur Zeit Krieg oder kriegsähnliche Zustände. Kinder sind nicht ausschließlich Opfer struktureller Gewalt oder Opfer der Gewalt gegen ihre Eltern, sie sind längst zum direkten Ziel von Gewalt geworden. Betroffen sind sie von der zunehmenden Einbeziehung von Zivilisten in Kriegshandlungen. Darüber hinaus gehören sie zu Angegriffenen, wenn sie bekämpften Bevölkerungsschichten angehören, dann ist es die Absicht, gerade auch sie nicht überleben zu lassen (Genozid).

Stark zugenommen hat auch die Rekrutierung von Kindern in militärische Einheiten. Zuerst in massivem Ausmaß bekannt wurde die Zwangsrekrutierung von Kindern vom kambodschanischen Pol Pot-Regime¹⁶⁾. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre war es der Iran, der Kinder zu Tausenden als lebendige „Minenräumer“ oder als „Kanonenfutter“ in den Krieg schickte. In vielen Ländern kämpfen auch Kinder in den Reihen kriegführender Parteien¹⁷⁾.

Nicht in allen Fällen sind die Kinder, die in militärischen Einheiten kämpfen, zwangsrekrutiert. Es gehört, besonders in Kriegsgebieten, zur „Logik“ der Aussichtslosigkeit von Krisensituationen, daß ein Sich-Anschließen an das Militär oder an paramilitärische Einheiten ein durchaus „rationaler“ Schritt sein kann. So gut wie immer ist damit ein gewisses Maß an Versorgung wie Kleidung, Unterkunft und Nahrung verbunden. Reaktionen auf diese Aussichtslosigkeit sind ebenso die vielen Jugendunruhen der vergangenen Jahre, in denen der Kinderanteil teilweise recht hoch war.

Damit ist der Extrempunkt kindlichen Daseins in der Dritten Welt beschrieben. Die Konsequenzen sind die hohe Zahl getöteter Kindersoldaten sowie physische und psychische Folgen, die, wenn überhaupt, nur mit größter therapeutischer Unterstützung wieder ausgeglichen werden können. Das zeigen Entwicklungen in Uganda und Mosambik, wo ehemalige Kindersoldaten oft nur schwer für „normale“ Verhaltensweisen und Aufgaben wie Schulbesuch interessiert werden können.

5. Flucht

Viele Menschen, ganze Volksgruppen und ethnische Minderheiten, versuchen, sich der beschriebenen Ex-

tremsituationen durch Flucht zu entziehen. Gegenwärtig kann man von weltweit rund 15 Millionen Flüchtlingen ausgehen¹⁸⁾. Dabei sind nur diejenigen berücksichtigt, die eine offizielle Landesgrenze bei der Flucht überschreiten. Nicht eingerechnet sind die landesinternen Flüchtlinge. Der Kinderanteil bei den anerkannten Flüchtlingen wird auf rund 50–60 Prozent geschätzt. Damit ist Flucht in bedeutendem Umfang ein Kinderproblem¹⁹⁾.

Die Flucht selbst bringt nicht nur Kinder, aber diese besonders, in Extremsituationen und in Vereinsamung, wenn sie etwa den Anschluß an Fluchtgruppen verlieren²⁰⁾. Bedeutet die Aufgabe des Wohnorts bereits einen Verlust an Sicherheit, so sind Kinder darüber hinaus von der Nahrungsmittelnot und dem Ausgeliefertsein der Witterung und den Klimabedingungen besonders betroffen. Hinzu kommt, daß eine Reihe von Fluchtbewegungen von militärischen Aktionen ausgelöst werden, was bedeutet, daß Flucht oft eine direkte Bedrohung des eigenen Lebens beinhaltet und schnell geschehen muß. In solchen Situationen stellen Kinder geradezu ein Hemmnis für die Erwachsenen und die flüchtenden Gruppen dar.

Die Kinder, die eine Flucht überleben, finden sich fast immer entweder in Flüchtlingslagern oder in den Randgebieten größerer Städte oder in Slums wieder.

Sofern Kinder am Fluchttort in Lagern und ähnlichen Unterkünften leben, befinden sie sich zunächst in einer relativen Sicherheit, gerade wenn die Flüchtlingslager unter internationaler Aufsicht (UNHCR) stehen. Ist dies nicht der Fall, stellen militärische Übergriffe sowohl aus dem Heimat- als auch aus dem Gastland keine Seltenheit dar. In den international beaufsichtigten Lagern ist meistens für ein Mindestmaß an Nahrung, Unterkunft und gesundheitlicher Betreuung gesorgt.

Bei Kindern führt diese Lebenssituation, die fast immer unter dem Vorzeichen des Wartens auf die mögliche Rückkehr in die Heimat steht, zu großen Identitätsproblemen und Verunsicherungen. Das Sich-Versteckt-Halten-Müssen (oft gelten die Flüchtlinge als illegal Eingereiste) und die Sorge um Abschiebung bewirkt Angst vor Fremden. Das macht die Kinder anpassungsbereit und ausbeutbar bis zur Selbstaufgabe.

¹⁶⁾ Vgl. R. Rosenblatt, *Kinder des Krieges. Gespräche mit Kindern aus Nordirland, Israel, Libanon, Kambodscha und Vietnam*, Frankfurt/M. 1986.

¹⁷⁾ Im September 1988 sprach die UN-Menschenrechtsorganisation in Genf von rund 200 000 Kindern unter Waffen.

¹⁸⁾ Der Hohe Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen (UNHCR), in: *Flüchtlinge*, (1990)1.

¹⁹⁾ Siehe dazu die Zeitschrift des Hohen Flüchtlingskommissars der Vereinten Nationen „Refugees“, Juni 1988, mit dem Schwerpunkt „Refugee Children“.

²⁰⁾ Ein anderes Phänomen ist die Flucht einzelner Kinder. Auch die Bundesrepublik erreichten in den vergangenen Jahren jährlich ca. 2 000 Kinder aus Kriegsgebieten ohne Begleitung von Erwachsenen.

III. Zur physischen Verfassung der Kinder

Immer noch sterben täglich rund 40 000 Kinder infolge von Unterernährung und an längst behandelbaren Krankheiten in den Ländern der Dritten Welt. Die achtziger Jahre waren sogar ein Jahrzehnt, in dem sich in vielen Entwicklungsländern die Zustände der Gesundheitssysteme erheblich verschlechtert haben gegenüber einigen Errungenschaften der siebziger Jahre. In den Entwicklungsländern wurden von 1983 bis 1986 die Ausgaben für das Gesundheitswesen um 13,3 Prozent gekürzt, gegenüber neun Prozent im Militärbereich (und im Bildungssektor um 10,5 Prozent)²¹⁾. Dies betrifft überall auch und gerade Kinder. Dabei sind Mädchen von der Unterernährung stärker betroffen.

Die zwei wichtigsten Indikatoren für das Wohlergehen von Kindern in einer Gesellschaft sind die Säuglingssterblichkeit (Kinder unter fünf Jahre, SRU5J) und die Kleinkindsterblichkeit (Kinder bis ein Jahr, KKSR). In den Zahlen von 1988 ausgedrückt, gibt es noch immer fünfzehn Länder, in

denen jedes fünfte Neugeborene das sechste Lebensjahr nicht erreicht²²⁾.

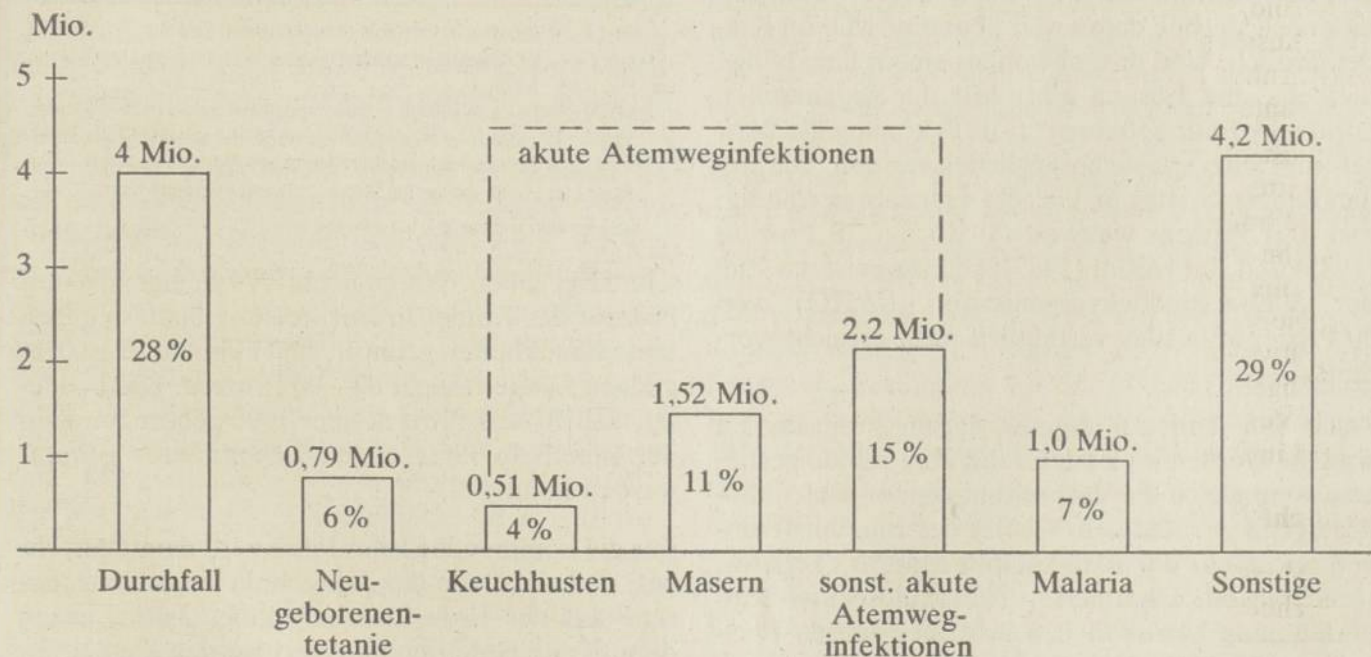
In den dreißig Ländern mit den höchsten Säuglingssterblichkeiten – darunter 21 afrikanische – erreicht die tägliche Kalorienaufnahme pro Kopf durchschnittlich gerade 90 Prozent des notwendigen Bedarfs. In Mosambik (69 Prozent), Tschad (69 Prozent), Äthiopien (71 Prozent), Ghana (76 Prozent) und Guinea (77 Prozent) werden täglich nicht einmal 80 Prozent des Bedarfs aufgenommen. Diese Unterernährung fällt immer mit einer einseitigen Ernährung und damit mit Mangelerscheinungen zusammen; wichtige Stoffe wie Vitamine können nicht durch die notwendigen Nahrungsmittel – hauptsächlich Obst und Gemüse – zugeführt werden, da sie zu teuer oder für die breite Bevölkerung nicht verfügbar sind. Dieses Problem beginnt natürlich nicht erst bei der Geburt. Die schlechte Ernährung der Mütter wirkt sich bereits auf Ungeborene aus. In den Ländern mit den höchsten Kindersterblichkeiten kommen rund 15 Pro-

²¹⁾ Vgl. UNICEF (Hrsg.), The State of the World's Children 1989, Oxford 1989, S. 18.

²²⁾ Zum Vergleich: In der Bundesrepublik sterben bei tausend Geburten zehn Kinder bis zum sechsten Lebensjahr, acht innerhalb des ersten Jahres.

Schaubild 1: Ursachen des Kindersterbens

Jährliche Todesfälle bei Kindern unter 5 Jahren nach Haupttodesursachen *)



Quelle: WHO- und UNICEF-Schätzungen.

*) In dieser Grafik wurde jedem Kind nur eine Todesursache zugeordnet. In der Praxis gibt es für den Tod eines Kindes oft eine Vielzahl von Ursachen, wobei die Unterernährung in ca. einem Drittel aller Todesfälle die Ursache ist. Der Tod infolge von Masern wird oft auf eine akute Infektion der Atemwege zurückgeführt, da ein schwerer Fall von Masern ein Kind für andere Infektionen überaus anfällig macht und der Tod häufig von einer Lungenentzündung verursacht wird, die wiederum Folge der Ersterkrankung an Masern ist.

Tabelle 2: Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit
Todesfälle je 1 000

	Säuglingssterblichkeit (SRU5J)		Kleinkindersterblichkeit (KKSR)	
	1988	1985	1988	1985
Afghanistan	300	329	171	189
Mosambik	298	252	172	147
Mali	292	302	168	175
Angola	292	242	172	143
Sierra Leone	266	302	153	155
Malawi	262	275	149	157
Äthiopien	259	257	153	152
Guinea	248	259	146	153
Burkina Faso	233	245	137	145
Niger	228	237	134	140
Tschad	223	232	131	138
Zentralafr. Rep.	223	232	131	137
Somalia	221	257	131	152
Mauretanien	220	223	126	132
Ruanda	206	214	121	127

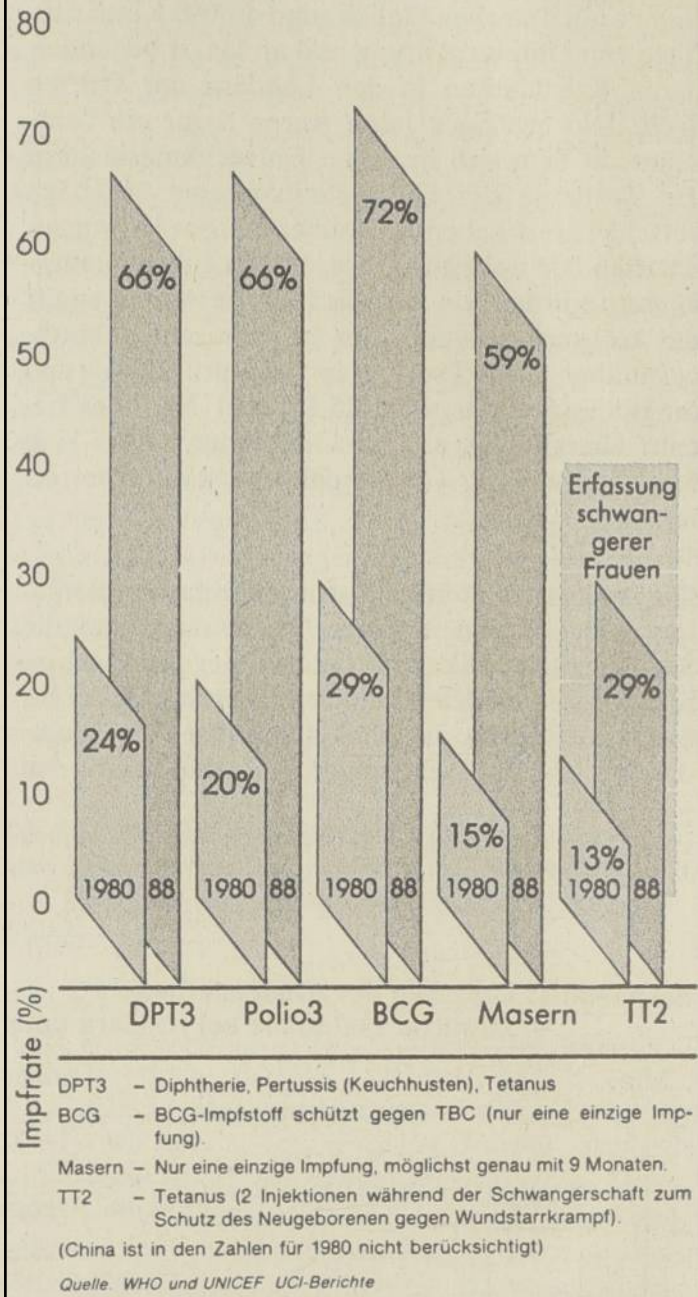
zent aller Neugeborenen mit Untergewicht zur Welt²³). In vielen Ländern ist die Kalorienzufuhr von 1985 bis 1987 sogar gefallen.

Die Folge aus dieser schlechten Ernährungslage sind zahlreiche Krankheiten, die häufig wiederum Diarrhoe und schließlich den Tod hervorrufen. Immer noch sterben daran weit über eine Million Kinder jährlich. Und das, obwohl es eine relativ billige und einfache Lösung gibt: Mit der sogenannten „oral rehydration therapy“ (ORT) können die Wasser- und Salzverluste ausgeglichen werden. Die Behandlungsrate stieg in den achtziger Jahren ständig: von drei Prozent weltweit (1980) auf 18 Prozent (1985) und 30 Prozent (1987); allerdings ist das Ziel der Weltgesundheitsorganisation (WHO) von 50 Prozent für 1989 vermutlich nicht erreicht worden.

Auch bei anderen Immunisierungsprogrammen sind die Quoten im letzten Jahrzehnt rapide gestiegen, wenngleich die Verbreitung immer noch unbefriedigend ist. Auf dem Gebiet der Immunisierungen vor allem der Krankheiten Masern, Tetanus, Keuchhusten, Diphtherie, Tuberkulose und Kinderlähmung hat es in den achtziger Jahren Fort-

²³) Die höchsten Quoten sind: Laos (39 Prozent), Bangladesch (31 Prozent), Indien (30 Prozent).

Schaubild 2: Impfrate der Kinder unter einem Jahr in den Entwicklungsländern, 1980–1988



schritte gegeben. Waren noch 1974 weniger als fünf Prozent der Kinder in Entwicklungsländern gegen diese Krankheiten geimpft, sind es heute 50–60, in einigen Ländern sogar 80–90 Prozent. Das bedeutet, daß 70–80 Prozent aller 1990 geborenen Kinder innerhalb ihres ersten Lebensjahres geimpft werden können²⁴).

Für die kommenden zehn Jahre wird damit gerechnet, daß am Ende des Jahrzehnts jedes Neugeborene auf der Erde innerhalb eines Jahres gegen diese Krankheiten immunisiert werden kann.

²⁴) Vgl. UNICEF (Anm. 22), S. 4 ff.

IV. Zur psychischen Verfassung der Kinder

Der psychische Zustand dieser Kinder ist bisher nicht annähernd so ausführlich untersucht worden wie die rein körperliche Gesundheit, die unter den beschriebenen Bedingungen zunächst dringlicher ist. Trotzdem sind breiter angelegte Studien über psychische Folgen, insbesondere über Langzeitfolgen vonnöten.

Zunächst läßt sich feststellen, daß die von Kindern in der Dritten Welt erlebten Umweltbedingungen sie mit extremen Erfahrungen konfrontieren. Dabei stellt sich die Frage, wie Kinder solche Erfahrungen verarbeiten. Das Leben am Existenzminimum, die ständig präsente Gewalt und vielfach die militärische Bedrohung konfrontieren das Kind immer mit dem eigenen Tod. Viele dieser Erfahrungen bleiben zudem für das Kind unerklärlich²⁵⁾.

Häufig beobachtet wird, daß Kinder in den Krisengebieten auf viele Erlebnisse traumatisch reagieren, vor allem auf selbst erlebte oder anderen zugefügte, von ihnen miterlebte Gewalt. Betont wird von Fachleuten in diesen Ländern, daß die oft willkür-

lich angewendete Gewalt den Kindern Erklärungsmuster verunmöglicht. Gestärkt wird damit das Gefühl der eigenen Ohnmacht. Traumata, Ängste, Alpträume, aber auch Depressionen sind die Folgen, die aufgrund des unbewältigbaren Stresses auch zu einem Anstieg von Kinderselbstmorden in einigen Ländern geführt haben²⁶⁾.

Psychosomatische Begleiterscheinungen sind hauptsächlich Bettnässen, Magenbeschwerden, Stottern, Bronchialasthma, Schlafstörungen und Allergien. Viele Kinder leiden unter Konzentrationsschwierigkeiten, die sich vor allem im schulischen Bereich auswirken.

Es gibt allerdings auch Kinder, die entgegengesetzt reagieren, sie identifizieren sich mit der Gewaltanwendung und wenden ihrerseits aggressive, gewalttätige Handlungsmuster an, um sich im Alltag durchzusetzen und zu behaupten. In verschiedenen Ländern gab es in den vergangenen Jahren Jugendunruhen, an denen viele ältere Kinder und Jugendliche beteiligt waren.

V. Aufgaben für die Zukunft

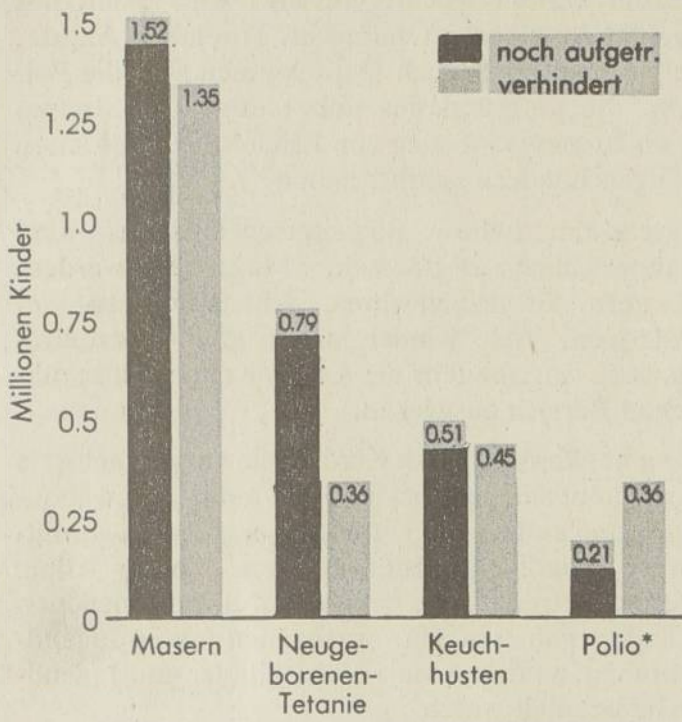
Die meisten der angesprochenen Probleme stehen in komplexeren Zusammenhängen und sind auch nur in diesen zu lösen. Die Probleme der Kinder sind nicht von den generellen Dritte-Welt-Fragen abzukoppeln. Es ist besonders UNICEF zu verdanken, daß der Zusammenhang von Wirtschaftskrise und dem Gesundheitszustand von Kindern in Entwicklungsländern ausführlich dargestellt worden ist. Konkret heißt das, daß das Elend der Kinder mit der Schuldenlast der Entwicklungsländer gegenüber den Industrieländern in Beziehung zu setzen ist. Auch hat sich in den achtziger Jahren gezeigt, daß wirtschaftliche Anpassungsprogramme die Lage der meisten Menschen dann nicht verbessern, wenn mit ihnen — wie oft vom Internationalen Währungsfonds (IWF) praktiziert — Auflagen zur Reduzierung von staatlichen Subventionen und Sozialleistungen verbunden sind. Die Situation der Kinder in diesen Ländern ist also in erster Linie von weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Veränderungen abhängig.

²⁵⁾ Siehe besonders die bisher ausführlichste Sammlung von Berichten dazu in: *Terre des hommes* (Hrsg.), *Kinder und Krieg in Lateinamerika*, Göttingen 1989.

²⁶⁾ Vgl. ebd., S. 170.

Im medizinischen Bereich hat es im vergangenen Jahrzehnt Fortschritte gegeben, vor allem im Zusammenhang mit dem Impfschutz (vgl. Schaubild 3). Diese Zahlen sind dennoch nicht zufriedenstellend, denn so gilt etwa für Masern, daß im Jahr 1988 zwar 1,35 Millionen Kinder vor dem Tod durch Masern gerettet werden konnten, doch stand dem immer noch die Zahl von 1,52 Millionen Todesfällen gegenüber. Ähnlich sieht es bei der Neugeborenen-tetanie aus, bei der auf die 360 000 geimpften Kinder, bei denen der Ausbruch der Krankheit verhindert wurde, 790 000 Sterbefälle kamen. In diesem Bereich sieht UNICEF denn auch für die neunziger Jahre große Herausforderungen, jedoch auch die Aussichten, daß diese gelöst werden, d. h. daß bis zum Ende des Jahrzehnts weltweite Immunisierung erreicht werden kann. Ein wichtiger Schritt hin zu diesem Ziel wäre, alle Kinder, die sich zu einer Behandlung in einer Klinik aufhalten, zu impfen. Dies ist eine große Schwierigkeit der achtziger Jahre gewesen: Bei 24 Prozent aller eingelieferten Kinder, die bei der Krankenhauseinlieferung bereits vollen Impfschutz besaßen, wurden lediglich sieben Prozent der ganz oder teilweise Nicht-Geimpften mit benötigten Impfun-

Schaubild 3: Durch Impfung vermeidbare Krankheiten: Anzahl der Todesfälle und Anzahl der verhinderten bzw. noch aufgetretenen Poliofälle, 1988



* Die im letzten Jahr stark angestiegenen Zahlen in bezug auf verhinderte Polio-Fälle sind in der Hauptsache auf den überwältigenden Anstieg des Impfschutzes gegen die Kinderlähmung in China zurückzuführen, wo 1989 eine fast 95%ige Impfquote erreicht wurde.

Quelle: WHO und UNICEF UCI-Berichte

gen versehen. Das bedeutet, daß es bei 69 Prozent aller Fälle der über einen Klinikaufenthalt erreichbaren Kinder versäumt wurde, sie zu impfen.

Zur vielleicht größten Herausforderung der kommenden Jahre wird die Bedrohung der Kinder durch AIDS. Das gilt besonders für Afrika und dort hauptsächlich für die Länder unterhalb der Sahara²⁷). Viele Kinder werden durch ihre infizierten Mütter bereits mit dem HIV-Virus geboren. Die WHO geht davon aus, daß gegenwärtig weltweit rund 1,5 Millionen Frauen — eine Million davon in Afrika — infiziert sind. Die von ihnen geborenen Kinder sind zu 25–40 Prozent ebenfalls Träger des Virus. In einigen afrikanischen Regionen sind rund 25 Prozent aller Frauen von AIDS infiziert. Dies und die völlig unzureichenden hygienischen Zustände in vielen Ländern, die auch zur Verbreitung von AIDS beitragen, könnten die Fortschritte auf anderen Gebieten überlagern und unbedeutend machen.

Sind schon die medizinischen Bereiche der Gesundheitssysteme in den meisten Entwicklungsländern

²⁷) Siehe auch: UNICEF (Hrsg.), *Within human reach. A future for Africa's children*, Genf—New York 1985.

ungenügend ausgestattet, so gilt dies in noch stärkerem Maß für die psychosoziale Betreuung. Erst allmählich bilden sich hierfür kinderspezifische Einrichtungen aus. Eine beispielhafte Arbeit leistet auf den Philippinen in diesem Bereich das unabhängige Kinderrehabilitationszentrum (CRC), das sich inzwischen von Manila aus in andere Städte ausgeweitet hat und ländliche Regionen mit ambulanten therapeutischen Diensten betreut²⁸).

Weit schwieriger stellen sich positive Veränderungen der kindlichen Lebensbereiche dar, eben weil sie von globaleren und komplexeren Veränderungen abhängen. So wäre es unrealistisch, in einem überschaubaren Zeitraum Kinderarbeit in den Ländern der Dritten Welt abschaffen zu wollen. Als mittelfristiges Ziel allerdings ist ein Arbeitsschutz für Kinder zu gewährleisten, der sie vor Ausbeutung bewahrt. Dazu muß ganz besonders die Kinderprostitution gezählt werden.

Da mit der weiterhin zunehmenden Industrialisierung auch die Bildungsanforderungen an die Kinder steigen werden, müssen sich die Schul- und Bildungssysteme der Länder angemessen und konsequent verbessern. Formale Bildung muß auch und verstärkt praktische Ausbildung beinhalten. In vielen ländlichen Gebieten müssen Schulen überhaupt erst eingerichtet oder neu belebt werden. Gleichzeitig hat sich die Schule an die jeweiligen Lebensumstände anzupassen, nach dem im Alltag notwendigen Wissen zu fragen sowie etwa mit den Schulzeiten den arbeitenden Kindern entgegenzukommen.

Bezüglich des Problems der Straßenkinder ist es notwendig, diese Entwicklung zu stoppen. Darüber hinaus müssen Wege gefunden werden, diese Kinder wieder stärker sozial zu integrieren. Erste Möglichkeiten sind offene Heime oder betreute Wohngemeinschaften. Einrichtungen, die Essen und Unterkunft, aber auch Freizeitmöglichkeiten etc. der Kinder bereithalten; sie ermöglichen die Erarbeitung persönlicher und sozialer Stabilitäten. Auch die Revitalisierung verwandtschaftlicher Strukturen ist anzustreben.

Beendet werden muß die Tendenz der letzten 20 Jahre, Kinder in Kriege einzubeziehen, sei es als Kombattanten oder als in Kauf genommene unbetheilte Opfer. Solange keine neuen Kommunikationsformen für nationale und internationale Konflikte entwickelt werden und Kinder von Krieg betroffen bleiben, ist es unbedingt erforderlich, sie in

²⁸) Vgl. J. E. Acuna, *Philippinen: Kinder des Sturms. Erfahrungen des Kinderrehabilitationszentrums (CRC) in Manila*, Münster 1989.

Kriegssituationen zu schützen und sie nicht in kämpfende Einheiten einzuziehen. Große Schwierigkeiten bereitet in vielen Ländern die Betreuung kriegsversehrter Kinder (etwa bei der laufenden Anpassung von Prothesen).

Besonderen Schutz sollten auch Kinderflüchtlinge aus Krisengebieten erhalten. Mittel- und langfristig ist es das Ziel, Flüchtlingen die Rückkehr in ihre Heimat zu ermöglichen. Dazu gehört auch, Landflucht durch Fördermaßnahmen rückgängig zu machen oder aufzuhalten. Infrastrukturverbesserungen müssen Kindern und Jugendlichen Perspektiven auch in ländlichen Regionen bieten.

Um den vom Tod bedrohten Kindern in der Dritten Welt in Zukunft gezielter helfen zu können, werden neuerdings innerhalb der Forschung Berechnungen angestellt, die den effektiveren Einsatz von Hilfe ermöglichen sollen. Dabei wird als Indikator die Säuglingssterblichkeitsrate durch einen Säuglings-

sterblichkeitsindex ersetzt, der stärker auf die Todesursachen und auf strukturelle Faktoren der Todesursachen bezogen ist²⁹⁾. Mit einer solchen Analyse wären die Zustände in bestimmten Regionen weit differenzierter beschreibbar und könnten Hilfsmaßnahmen gezielter und wirksamer ergriffen werden. Solche Ansätze dürfen aber nicht vergessen, daß sie auch zu einer fortschreitenden Kalkulierbarkeit und zu einer Ökonomisierung von Menschenleben führen können. Der effektivere Einsatz von Hilfsleistungen würde dann eine Vernachlässigung von als strukturell „aussichtslos“ geltenden Regionen zur Folge haben. So sinnvoll und vor allem auch nötig der wirksamere Einsatz von Hilfsmitteln ist, darf nicht übersehen werden, daß hinter den Operationen mit gigantischen Zahlen Einzelschicksale stehen.

²⁹⁾ Vgl. S. D'Souza, The Assessment of Preventable Infant and Child Deaths in Developing Countries: Some Applications of a New Index, in: World Health Statistics Quarterly, 42 (1989)1, S. 16 ff.

Mütter und Kinder

Zur Individualisierung der Kinder- und Frauenrolle in der Gesellschaft

I. Demokratie und bürgerliche Familie

1831 reiste Alexis de Tocqueville in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, um die Demokratie, ihr Streben, ihr Wesen, ihre Vorurteile und ihre Leidenschaften zu untersuchen. Er wollte die Demokratie in Amerika kennenlernen, um zu erfahren, was man von ihr zu erhoffen oder auch zu befürchten habe. Bei dieser Suche wollte Tocqueville aber nicht nur herausfinden, wie demokratische Regeln die Regierung beeinflussen und in welcher Weise in einer Demokratie Staatsgeschäfte ausgeübt werden, sondern er wollte auch analysieren, welchen Einfluß die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und die demokratische Anwendung von staatlichen Regeln auf die bürgerliche Gesellschaft, die Gewohnheiten, das Denken und die Sitten haben. Im Rahmen dieser Untersuchungen arbeitete er auch heraus, wie sich in einer Demokratie die Autorität des Vaters, die Beziehung zwischen Mann und Frau, die Erziehung der Kinder, die Beziehung der Geschwister zueinander sowie die Erziehung von Jungen und Mädchen in einer demokratischen Gesellschaft von denen einer aristokratischen unterscheiden.

Die väterliche Autorität, die nach Tocquevilles Auffassung in nichtdemokratischen Gesellschaften schon deswegen erforderlich ist, um als verlängerter Arm der Obrigkeit die anderen Familienmitglieder zu regieren, sei in der demokratischen Gesellschaft weitgehend verschwunden. Denn hier bedürfe es eines solchen Mittlers nicht, und so ist der Vater in den Augen des Gesetzes lediglich ein Bürger, der allenfalls älter und reicher ist als seine Söhne und Töchter. Er kann daher auch keine besonderen Vorrechte beanspruchen, er kann allenfalls aufgrund seiner größeren Erfahrung den Kindern ein Ratgeber und ein Vorbild sein. Dies hat zur Konsequenz, daß der Umgang zwischen Vätern und Söhnen sehr viel vertraulicher und milder wird als in hierarchisch strukturierten Gesellschaften. „Je demokratischer die Sitten und Gesetze werden, um so vertraulicher und milder wird — so denke ich — das Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Man findet darin weniger Vorschrift und Autorität, das Vertrauen und die Liebe sind oft größer

und das natürliche Band scheint enger zu werden, wohingegen das gesellschaftliche Band sich lockert.“¹⁾

Die Elemente Verlust der väterlichen Autorität, egalitäre Beziehungen zwischen den Geschwistern, gleiche Selbständigkeitserziehung für junge Männer und Frauen, unterschiedliche Aufgaben für Mann und Frau bei gleicher Bewertung dieser Tätigkeiten waren für Tocqueville ein wesentliches Fundament der demokratischen Sitten in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hinter dieser Beschreibung des Familienlebens stand bei ihm die Vorstellung, daß in einer demokratischen Gesellschaft alle Mitglieder gleiche Rechte haben, die ihnen individuell zuerkannt sind und die allenfalls, etwa im Fall der Kinder, durch unterschiedliche Erfahrung zunächst verschieden ausgestaltet sind. Diese bürgerlich-demokratische Familie war für Tocqueville fest eingebettet in Nachbarschaft und Gemeinwesen, in der auch die anderen Familien nach den gleichen Grundsätzen und Prinzipien lebten und soweit wie möglich ihre privaten, aber auch die politisch-öffentlichen Angelegenheiten im Rahmen demokratischer Gesetze selber regelten.

Dieses Leitbild, das in Amerika auf eine 150jährige Geschichte zurückblicken kann, hat in Europa erst sehr viel später Fuß gefaßt. Denn die Vorrechte etwa des Vaters, die Gleichheit der Geschwister und die Erziehung der Töchter waren hier noch bedeutend länger auf den Prinzipien eines hierarchischen, obrigkeitsstaatlichen Systems aufgebaut. Dennoch hat sich aber auch hier die Familie gegenüber den Wirren der Geschichte als besonders widerstandsfähig erwiesen. Dies zeigte sich in besonderer Deutlichkeit nach dem Zerfall des Deutschen Reiches, als Familie und Verwandtschaft letztlich die einzigen Institutionen waren, die den Menschen nach dem Zusammenbruch der staatlichen Ordnung Halt und Sicherheit gaben.

¹⁾ A. de Tocqueville, *De la Démocratie en Amérique*, 4 Bde., 1833–1835. zit. nach: *Über Demokratie in Amerika*, Zürich o. J., S. 288.

Als Helmut Schelsky²⁾ den Versuch unternahm, das Lebensgefühl und die Lebensperspektive der 14- bis 25jährigen Jugendlichen in der Nachkriegszeit darzustellen, die Bedingungen des Aufwachsens und der Erziehung herauszuarbeiten, konnte er darauf hinweisen, daß die Familie jene soziale Institution gewesen ist, die den Menschen Stabilität und Sicherheit verhieß. Sozialen Halt — so Schelsky — konnten die Menschen damals allenfalls in Familie und Verwandtschaft erwarten, mit der Konsequenz, daß dadurch auch die soziale Bindung der Mitglieder und ihre Solidarfunktion erheblich gestärkt wurden. Diese Leistung der Familien bei der Stabilisierung sozialer Ordnung prägten auch die Verhaltensweisen von Jugendlichen der Nachkriegsgeneration. Es schien somit auch nicht verwunderlich, daß die nachwachsende Generation ebenso wie die Eltern vordringlich an der Rekonstruktion und wirtschaftlichen Sicherung der verwandtschaftlichen und familialen Beziehungen mehr interessiert war als an öffentlichen Angelegenheiten. Männer- und Frauenrolle, Vorstellungen der Jugendlichen über ihre zukünftige Ehe und Familie orientierten sich daher auch an den Verhaltensmustern und dem Alltagsleben der Familie. So zeigten sich zwischen Jungen und Mädchen deutliche Unterschiede in den Lebensentwürfen. Mädchen erwarteten von ihrem zukünftigen Ehepartner ein hohes Maß an Solidität und Häuslichkeit, während Jungen bei Mädchen gute Hausfraueneigenschaften wie Haushaltsführung und Kinderpflege antizipierten. Schelsky kritisiert in diesem Zusammenhang vor allen Dingen den Rückzug der Jugendlichen in Privatheit und Familie. Er führt dies im wesentlichen auf das Erziehungsmodell im Elternhaus und auf die Lebenserfahrungen der Jugendlichen der Nachkriegszeit zurück, denn auch die Eltern kümmerten sich erst um ihre persönlichen und familialen Angelegenheiten und nahmen diese wichtiger als öffentliche Belange.

Vergleicht man die Beschreibungen bei Schelsky und Tocqueville, fällt auf, wie beide Autoren herausarbeiten, daß die väterliche Autorität gegenüber früheren Jahrzehnten erheblich an Bedeutung verloren hat. Bei Schelsky ist dieser Gesichtspunkt vor allem deswegen wichtig, weil das Heraufkommen des Nationalsozialismus auch mit der autoritären Struktur des väterlichen Verhaltens erklärt worden war³⁾. Auch bei der Rollenzuschreibung von Mann und Frau und bei der Beziehung der Geschwister zueinander lassen sich zwischen Tocquevilles und Schelskys Beschreibungen kaum Unterschiede ent-

decken. Man kann sicherlich unter einer empirischen Perspektive diese positiven Beschreibungen der bürgerlich-demokratischen Familie in den Vereinigten Staaten und der bürgerlichen Familie des Nachkriegsdeutschland in Frage stellen, weil in den verschiedenen Epochen Familien keinesfalls immer den Idealvorstellungen der vorgenannten Autoren entsprachen und auch nicht alle Kinder und Jugendlichen in Familien lebten. Aber trotz dieser Einschränkung ist davon auszugehen, daß die Lebensform der bürgerlich-demokratischen Familie damals für die Entwicklung der amerikanischen wie später der bundesrepublikanischen Gesellschaft von ganz erheblicher Bedeutung gewesen ist, weil Kinder und Jugendliche hier Einstellungen und Verhaltensweisen entfaltet haben, die sie in ihrem späteren Leben zur Grundlage ihres Handelns machten.

Wenn etwa Schelsky den Pragmatismus jener Jugendgeneration, ihre Skepsis gegenüber Ideologien, ihre Familien- sowie ihre Berufs- und Leistungsorientierung besonders hervorhebt, so unterscheiden sich diese Beschreibungen der damaligen 14- bis 25jährigen nicht von den Ergebnissen von Einstellungsuntersuchungen der heute 50- bis 65jährigen, wie sie Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher aufzeigen⁴⁾. Das Gelingen des Lebens in einer Familie ist aber nicht nur von den Einstellungen und Verhaltensweisen der jeweiligen Betroffenen determiniert, sondern hängt darüber hinaus auch von bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen ab, die Familien nur sehr partiell beeinflussen können. So haben etwa ökonomische Faktoren und die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung einen ganz erheblichen Einfluß auf die Stabilität des familiären Lebens, wie die Zeiten nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg gezeigt haben. Familien sind zudem in vielfältiger Weise auf die Unterstützung durch Nachbarschaft und Verwandtschaft, Gemeinde und Staat angewiesen, um für ihre Kinder günstige Bedingungen des Aufwachsens in einer Gesellschaft zu schaffen. Sie sind darüber hinaus in einem differenzierten Verbund mit anderen gesellschaftlichen Institutionen, durch den das familiäre Leben in erheblichem Umfang beeinflußt wird.

Die Berufstätigkeit des Vaters, teilweise auch die der Mutter, die Schule, der Kindergarten, die Infrastruktur der Gemeinde bis hin zu den staatlichen Transferleistungen beeinflussen das familiäre Leben. In diesem Aufsatz soll die These entwickelt

²⁾ Vgl. H. Schelsky, *Die skeptische Generation*, Düsseldorf 1957.

³⁾ Vgl. M. Horkheimer (Hrsg.), *Autorität und Familie*, Paris 1936.

⁴⁾ Vgl. E. Noelle-Neumann, *Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern*, Stuttgart 1987; R. Köcher, *Einstellungen zur Ehe und Familie im Wandel der Zeit. Eine Repräsentativuntersuchung*, Stuttgart 1985.

werden, daß aufgrund tiefgreifender demographischer Entwicklungen in unserer Gesellschaft dieses klassische Modell familiären Lebens erheblichen Veränderungen ausgesetzt ist. Auf diese Schwierig-

keiten müssen Gemeinde, Wirtschaft und Gesellschaft konstruktiv reagieren, soll weiterhin die Familie jene Bedeutung für die Entwicklung einer demokratischen Gesellschaft haben.

II. Zur Individualisierung der Kindheit

Die positive Einschätzung von Familie und Kindern und ihre Bedeutung für eine demokratische Gesellschaft wird heute – so zeigen eine Vielzahl empirischer Untersuchungen – von den meisten, auch jungen Erwachsenen positiv eingeschätzt. Nicht nur die langjährigen Wiederholungsuntersuchungen des Instituts für Demoskopie in Allensbach⁵⁾, sondern auch Studien zur Orientierung und Einstellung junger Paare zu Ehe und Familie⁶⁾ zeigen den hohen Stellenwert, den auch heute noch jüngere wie ältere Menschen Ehe, Familie und Kindern einräumen. Parallel dazu und im Gegensatz zu dieser positiven Einschätzung zeigen eine Vielzahl anderer Indikatoren, daß Ehe und Familie offenbar nicht mehr so stabil sind. Während nun viele Autoren diese Veränderungen als Ausdruck eines Wertewandels, zumindest bei einem Teil der Bevölkerung nach 1968 interpretieren, soll hier gezeigt werden, daß die Bedingungen des Aufwachsens für Kinder in unserer Gesellschaft sich tiefgreifend verändert haben. Wir müssen also, wenn die Familie auch in Zukunft jene Bedeutung in unserer demokratischen Gesellschaft haben soll, die ihr Tocqueville zugemessen hat, erhebliche Veränderungen in der Organisation der Erziehung unserer Kinder vornehmen.

Die meisten Theorien, die sich mit der Sozialisation und Erziehung von Kindern auseinandergesetzt haben, kommen zu dem Ergebnis, daß Kinder andere Kinder brauchen. Kinder orientieren sich in ihrer Entwicklung, beim Erproben neuer Verhaltensweisen, beim Umgang mit Sachen und Personen sehr stark an den Verhaltensweisen anderer Kinder, wobei gerade die älteren Kinder und Geschwister von erheblicher Bedeutung sind. Darüber hinaus – und dieses haben viele Entwicklungspsychologen nachgewiesen – brauchen Kinder aber auch andere Kinder, um mit ihnen im kindlichen Spiel Regeln der Kooperation und der Solidarität auszuprobieren und zu entwickeln. Historisch mag die Entwicklung von Kindern in unserer Gesellschaft

unterschiedlich interpretiert werden. Doch als ein gravierender Unterschied im Vergleich zur Kindheit um die Jahrhundertwende, aber auch noch zu den fünfziger, sechziger und Anfang der siebziger Jahre ist festzustellen, daß der Umgang zwischen Kindern, rein quantitativ betrachtet, zunehmend erschwert worden ist. Dies gilt insbesondere in den großen urbanen Zentren der Bundesrepublik und anderer europäischer Länder.

Es hat sich seit Beginn dieses Jahrhunderts – vor allem seit Mitte der siebziger Jahre – eine geradezu dramatische Veränderung in der Zusammensetzung von Familien in der Bundesrepublik ergeben. Wachsen um die Jahrhundertwende von 100 Kindern mehr als 50 Prozent mit drei oder mehr Geschwistern auf, so haben derzeit nur noch knapp fünf Prozent aller Kinder drei und mehr Geschwister, und selbst die Zahl der Dreikinderfamilien hat sich erheblich reduziert. 1961 wuchsen von 100 Kindern immerhin noch 40 in einer Drei-, Vier- und Mehrkinderfamilie auf, während es 1987 nur noch 18 bis 19 von 100 Kindern waren. Demgegenüber sind heute mehr als 80 Prozent Einzelkinder oder haben nur ein Geschwister. Diese dramatische Veränderung der Zusammensetzung von Familien ist ein säkularer Prozeß, der aber erst nach Abflauen des Baby-Booms Mitte der siebziger Jahre in seiner ganzen Bedeutung erkennbar wurde, und der auch im wesentlichen für die vielen demographischen Probleme, die für die Zukunft vorhergesagt werden, verantwortlich ist.

Die sozialisatorische Konsequenz dieses Prozesses ist leicht nachvollziehbar, weil wir davon ausgehen müssen, daß Kinder innerhalb von Familien nicht mehr notwendigerweise jene älteren Geschwister und Spielgefährten finden, die es ihnen ermöglichen, vorgelebte Verhaltensweisen und Einstellungen im Umgang mit Erwachsenen zu übernehmen. Vielmehr ist die jetzt heranwachsende Generation zunehmend darauf angewiesen, sich in einer erwachsenen-zentrierten Welt zu entwickeln. Denn die Haupt-Interaktions- und Kommunikationspartner sind innerhalb und außerhalb der Familie Erwachsene. Dieser Prozeß hat ohne Zweifel für die Entwicklung der Kinder auch erhebliche Vorteile mit sich gebracht, weil der Umgang mit Erwachsenen und die ungeteilte Aufmerksamkeit der Eltern

⁵⁾ Vgl. ebd.

⁶⁾ Vgl. G. Erler/M. Jäckel/R. Pettinger/J. Sass, Kind? Beruf? Oder beides? Eine repräsentative Studie über die Lebenssituation und Lebensplanung junger Paare zwischen 18 und 35 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag der Zeitschrift Brigitte, Hamburg-München 1988.

für eines oder höchstens zwei Kinder die sozialen Fähigkeiten mehr fördern mögen, als dies in einer kinderreichen Familie der Fall sein dürfte. Vermutlich erklärt sich auch hieraus, daß heute 10- und 11jährige schon Verhaltensweisen zeigen, die wir vor zehn oder 20 Jahren noch jungen Menschen zwischen 14 und 16 Jahren zugerechnet haben. Dies hat zur Konsequenz, daß einige Jugendforscher inzwischen von einer Jugend 1 und einer Jugend 2 sprechen. Dieser Prozeß verläuft in der Bundesrepublik aber nicht gleichzeitig, sondern tritt in den urbanen Zentren dramatischer hervor als in bestimmten ländlichen Regionen. Beispielsweise sind in Kommunen wie Berlin oder München nur noch acht bzw. zwölf Prozent aller Haushalte solche mit zwei und mehr Kindern, wohingegen in ländlichen Regionen am Niederrhein oder in Niederbayern immerhin noch 40 bis 50 Prozent aller Haushalte diesem Typ zuzurechnen sind. Eben dies indiziert, daß die Veränderungen in den großen Städten besonders ausgeprägt sind.

Diese Entwicklung führt nun zu einer verstärkten Individualisierung der Jungen und Mädchen, da nicht mehr vorgegebene, von älteren Kindern vorgelebte Rollen und Erwartungen übernommen werden. Daher ist die nachwachsende Generation zunehmend gezwungen, in direkter Interaktion mit Eltern und anderen Erwachsenen eigene Vorstellungen darüber zu entwickeln, wie man mit erwachsenen Interaktionspartnern umzugehen hat. Dieser Individualisierungsprozeß wird dadurch verstärkt, daß insbesondere in den großen Städten die Kommunikation und Interaktion mit Kindern aus der Nachbarschaft erschwert ist, allein das ungehinderte Spielen auf den Straßen und Plätzen ist schon aufgrund des Straßenverkehrs kaum noch möglich. So bezeichnen in einer Untersuchung eines Stadtbezirks in München die meisten 8- bis 12jährigen Kinder selbst die unmittelbare Wohnstraße als zu gefährlich zum Spielen. Kommunikation und Interaktion mit anderen Kindern ist nur dann möglich, wenn man dies bereits am Vormittag in der Schule plant oder aber sich am Nachmittag über das Telefon verabredet. Für jüngere Kinder, denen diese Möglichkeiten noch nicht zur Verfügung stehen, sind Kindergarten und organisierte Kindertreffs durch die Eltern häufig die einzigen Gelegenheiten, Kinder aus der Nachbarschaft zu treffen. Wenn man darüber hinaus noch zur Kenntnis nimmt, daß es in bestimmten sozialen Gruppen auch immer üblicher wird, den Nachmittag durch die Teilnahme an Veranstaltungen der Musikschule, der Volkshochschule oder des Sportvereins auszufüllen, so bedeutet dies zudem, daß Kinder schon früh lernen

müssen, mit Erwachsenen in unterschiedlichen Situationen nach ganz verschiedenen Regeln zu interagieren. Sich in wechselnden Kontexten auf unterschiedliche Verhaltenserwartungen und Personen einzustellen, erfordert das Verfügen über komplexe Kompetenzen des Rollenhandelns, das in der Regel nur von Menschen bewältigt wird, die sich in solchen unterschiedlichen Situationen auch individuell behaupten können. Auch dies verstärkt die Individualisierungstendenzen von Kindern in unserer Gesellschaft.

Dieser veränderten Kindheit, die hier nur in ganz wenigen Punkten skizziert worden ist, entspricht auch weitgehend das Angebot an Spielzeug, das es Kindern ermöglicht, komplexe Interaktionsbeziehungen zwischen Menschen einschließlich komplizierter Arbeitsbeziehungen spielerisch nachzubauen und nachzustellen; dies geht bis hin zu Computerspielen, die — längst nicht mehr nur Reaktionszeiten abfordern, sondern in erheblichem Umfang Strategiespiele darstellen, einschließlich von Spielen, in denen soziale Verhaltensweisen simuliert werden. Eine solche hier sehr plakativ aufgezeigte Entwicklung kann man beklagen, nur zurückdrehen läßt sie sich mit Sicherheit nicht. Will man die skizzierten Individualisierungsprozesse von Kindern konstruktiv auffangen, wird man meines Erachtens drei Konsequenzen zu ziehen haben.

Die Wohnumwelt, in der Kinder insbesondere in den großstädtischen Ballungszentren leben, kann nicht wie bisher allein den Interessen der Mobilität der Erwachsenen — vor allem der der kinderlosen — untergeordnet werden. Vielmehr sollten in Zukunft sehr viel mehr Möglichkeiten geschaffen werden, daß Kinder auch einmal unbeaufsichtigt und ohne den Gefahren des Straßenverkehrs ausgesetzt zu sein, außerhalb der Wohnung mit anderen Kindern kommunizieren und spielen können. Diese Forderung ist leicht zu realisieren, weil Eltern mit Kindern in der Regel nicht über das ganze Stadtgebiet verstreut leben, sondern sich in den preisgünstigen Stadtrandsiedlungen zusammenfinden. Während aber bisher Fußgängerzonen und Verkehrsberuhigung in der Regel unter der Perspektive der Attraktivität der Innenstädte für Einkaufen und die wirtschaftliche Entwicklung einer Stadt betrieben werden, ist es heute sinnvoll, darüber nachzudenken, inwieweit in jenen Stadtrandsiedlungen, in denen überwiegend Kinder aufwachsen, nicht nur Parkraum und Straßen zum schnellen Abfluß des stehenden Verkehrs geschaffen werden, sondern auch den Spielbedürfnissen der heranwachsenden

Generation Rechnung getragen wird⁷⁾. Der Kindergarten als eine jener Institutionen, in denen auch kleinere Kinder in der Nähe der elterlichen Wohnung — so dieser Kindergarten wohnortnah konzipiert wurde — andere Kinder treffen können, bekommt als Ort, an dem die Jungen und Mädchen soziale Kompetenzen, Interaktion und Solidarität mit anderen Kindern entwickeln können, eine zunehmende pädagogische Bedeutung. Daneben aber wird er vermehrt als jener Ort ernstgenommen werden müssen, in dem junge Mütter und Väter die Möglichkeit haben, mit anderen Eltern in ähnlicher Situation sowie den Erzieherinnen in einen Austausch zu treten über die Entwicklungschancen und -möglichkeiten von Kindern in der Wohngegend. Den Eltern sollte auch die Möglichkeit zugestanden werden, von hier aus Einfluß zu nehmen auf die Gestaltung der Wohnumwelt ihrer Kinder. Die heute noch bestehenden starren Altersgrenzen zwischen den unter 3jährigen, die nicht in den Kindergarten dürfen, und den über 3jährigen, die dort Aufnahme finden, sind sicherlich auf Dauer ebensowenig pädagogisch legitimierbar wie die rigiden Abgrenzungen zwischen den Kindergarten- und den Schulkindern. Denn auch jene Kinder, deren Mütter nach fünf oder sechs Jahren wieder berufstätig werden wollen, selbst wenn es nur halbtags ist, benötigen einen verlässlichen Ort, an dem sie sich in vertrauter Umgebung aufhalten können.

Neben Wohnumwelt und Kindergarten wird aber auch die Schule sich die pädagogische Frage vorlegen müssen, ob die heute zu beobachtende, stark an individualistischer Leistungserbringung orientierte Pädagogik ein angemessenes Konzept ist, um mit jenen Individualisierungsprozessen, denen die Kinder in unserer Gesellschaft unterliegen, umzugehen. In der Industrie, in den großen Forschungszentren, aber auch teilweise in gut geführten Bürokratien des Öffentlichen Dienstes hat sich schon lange die Erkenntnis durchgesetzt, daß komplexe Leistungsanforderungen nur dann gelöst werden können, wenn angemessene Formen von Kooperationen gefunden werden. Diese Einsicht liegt angesichts der Entwicklung von Forschung und Technologie, aber auch der Komplexität politischer und

⁷⁾ Vgl. M. Scholle, Spiellandschaft Stadt, in: Bundesministerium für Jugend, Frauen und Gesundheit (Hrsg.), 40 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Zur Zukunft von Familie und Kindheit. Beiträge zum Mainzer Kongreß, Bonn 1989.

sozialer Probleme nahe. Während problemorientierte Kooperation, Teamfähigkeit, das Einfügen in soziale Gruppen, die Identifikation mit dem Unternehmen sowie Formen gemeinschaftlicher Leistungsorientierung Grundlagen jeder modernen Firmenpolitik darstellen und obendrein Unternehmen sowie große Forschungseinrichtungen viel Geld und Intelligenz darauf verwenden, solche Einstellungen und Verhaltensweisen zu fördern und ihre Personalbeurteilungen und andere Systeme darauf ausrichten, ist die Pädagogik unserer Schulen seit den sechziger Jahren immer noch daran orientiert, das individuelle Leistungsverhalten der Kinder nach möglichst einheitlichen Kriterien zu bewerten. Nicht jene Leistungsfähigkeit, die sich in Kooperation und Zusammenarbeit mit anderen erweist, wird von der Schule gefördert. Vielmehr ist die Schule so sehr von ihrer Selektionsfunktion durchdrungen, daß sie Einzelleistungen bis hin zu Zehntelnoten differenziert, und zwar in einer Vielzahl von Fächern — selbst in solchen, die früher nicht in dieser Weise bewertet wurden, um sicherzustellen, daß eine möglichst objektive Selektion gewährleistet wird.

Ein solches Schulsystem, das im Gegensatz zu den Arbeitserfordernissen von Forschung, Industrie und Bürokratie lediglich die Leistung einzelner honoriert, nicht jedoch das kooperative Arbeiten, unterstützt Individualisierungsprozesse, die aufgrund der gewandelten Lebensbedingungen von Kindern heute stärker hervortreten als früher. Damit werden Verhaltensweisen und Einstellungen gestärkt, die für die Arbeit in Industrie, Handel, Öffentlichem Dienst und Forschung eher kontraproduktiv sind. Deshalb sollte man sich zumindest fragen, ob nicht in der pädagogischen Diskussion der Gegenwart und Zukunft die Formen kooperativer Leistungserbringung auch in der Schule sehr viel stärker im Mittelpunkt der Diskussion stehen müßten. Denn so sehr auf der einen Seite Individualisierungsprozesse zur Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und zur Fähigkeit, sich in unterschiedlichen Situationen zu behaupten, zu begrüßen sind, so sehr ist andererseits zu fragen, ob und inwieweit solche Individualisierungsprozesse nicht durch entsprechende pädagogische Konzepte so weiterentwickelt werden können, daß Kinder und Jugendliche in der Lage sind, sich später in jenen gefügertigen Kooperationen, die in der Arbeitswelt vorherrschen, zu behaupten.

III. Individualisierungsprozesse im Jugendalter

Anders als die Familiensoziologen der fünfziger Jahre war Tocqueville bei seiner Untersuchung der amerikanischen Familie vor jetzt immerhin 150 Jahren so ehrlich, zuzugeben, daß die Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau in der amerikanischen Gesellschaft doch eine strukturelle Ungleichheit schafft. Denn der Mann konnte neben der ihm zugeordneten Familienrolle relativ frei darüber entscheiden, welchen Beruf er ausüben wollte, und demgemäß wählte er die Berufsvorbereitung und Ausbildung. Im Vergleich dazu war die Frauenrolle schon im demokratischen Amerika (wie auch später in der Bundesrepublik) sehr viel stärker gesellschaftlich normiert. Sie gab den Betroffenen mit Sicherheit weniger Wahlmöglichkeiten und Entscheidungsspielräume für die Gestaltung des eigenen Lebens, als dies bei den Männern der Fall gewesen war und heute noch ist.

Auch andere Klassiker der Politikwissenschaft wie John Stuart Mill haben diese Form der Ungleichheit, die sich ihrer Meinung nach darauf bezog, daß Männer in einer demokratischen Kultur stärker ihre individualistische Vorstellungen leben konnten als die Frauen, klar erkannt und herausgearbeitet. Bei Familiensoziologen wie Schelsky oder Parsons indes war dies überhaupt kein Thema mehr. Auch an diesem Beispiel kann man deutlich machen, daß es bestimmte historisch-demographische Prozesse gibt, die zum Zerschneiden jener gesellschaftlich vorgegebenen Werte und Verhaltenserwartungen an den weiblichen Teil unserer Gesellschaft geführt haben und damit die Individualisierungstendenzen verstärken.

Allgemein ist nicht bewußt, daß noch Anfang dieses Jahrhunderts lediglich vier bis sechs Prozent der Bevölkerung älter als 65 Jahre wurden und daß die durchschnittliche Lebenserwartung einer 20jährigen Frau bei ca. 40 Jahren lag. Heute hingegen überschreiten fast 15 Prozent der Bevölkerung das 75. Lebensjahr, und die Lebenserwartung einer derzeit 20jährigen liegt bei ca. 60 weiteren Jahren. Daneben ist auch die Säuglingssterblichkeit deutlich zurückgegangen, und gleichzeitig hat sich die Zahl der Kinder verringert. Dies hat die Konsequenz, daß der Reproduktionszyklus einer Frau in der Regel sehr viel früher endet als der Reproduktionszyklus ihrer Großmutter. Konnte eine Mutter Anfang dieses Jahrhunderts noch davon ausgehen, daß sie mit durchschnittlich 58 Jahren die Pubertät des letztgeborenen Kindes erleben würde, kann eine Mutter heute erwarten, daß die Pubertät des letztgeborenen und häufig auch einzigen Kindes dann eintreten wird, wenn sie selbst am Anfang

oder in der Mitte des 4. Lebensjahrzehnts steht. Im Durchschnitt hat sie noch 30 bis 40 Jahre zu leben, wohingegen ihre Großmutter in der Regel annehmen mußte, keine weitere Lebensperspektive mehr zu haben.

Unter diesen Aspekten waren weibliche Lebensrolle, Mutter- und Großmutterrolle untrennbar miteinander verwoben. Im Gegensatz dazu ist nun zwischen der gesamten Lebensspanne und der Zeit der aktiven Mutterschaft eine Diskrepanz von 20 bis 30 Jahren entstanden. Darauf haben der Sozialhistoriker Imhof Anfang der achtziger Jahre und im internationalen Bereich andere Sozialhistoriker schon Mitte bis Ende der siebziger Jahre hingewiesen⁸⁾. Im 4. Familienbericht der Bundesregierung wird dieser Prozeß ausführlich dokumentiert, ohne daß aber bisher in der Bundesrepublik in Wissenschaft, Familienforschung und anderen Bereichen ernsthaft über die Konsequenzen dieser Veränderung für die Lebensentwürfe von Frauen in allen Altersstufen nachgedacht worden ist.

Möglicherweise ist das veränderte Bildungsverhalten von jungen Frauen heute auch damit zu begründen, daß Eltern, Mädchen und junge Frauen erkannt haben, daß der eigene Lebensentwurf nicht allein auf die Mutterrolle hin konzentriert werden kann, weil sich die Lebensperspektiven gegenüber denen der Großeltern und Eltern strukturell verändert haben. So konnte Ludwig von Friedeburg in einer empirischen Untersuchung Anfang der sechziger Jahre nachweisen, daß jene Muster von Verhaltenserwartungen an junge Frauen, wie sie Schelsky in seiner Studie skizziert hatte, noch fest in den Köpfen der Eltern verankert waren⁹⁾. Sie gingen davon aus, daß für die Söhne eine Ausbildung und für die Töchter eine Aussteuer wichtig sei. Man darf auch nicht vergessen, daß sich das Erwerbsverhalten junger Frauen seit Mitte der sechziger Jahre dramatisch verändert hat. Gingen damals noch die meisten entweder direkt nach der Schule oder nach einer Lehre arbeiten, um Geld für die Aussteuer zu sparen, um dann nach der Heirat aus dem Erwerbsleben auszuschneiden, verbleiben heute sehr viel mehr im Schul- und Ausbildungssystem. Unterhalb der Universitätsebene ist zwischen beiden Geschlechtern überhaupt kein Unterschied mehr in

⁸⁾ Vgl. A. E. Imhof, Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben, München 1981.

⁹⁾ Vgl. L. v. Friedeburg (Hrsg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln 1965.

der Bildungs- und Ausbildungsbeteiligung zu erkennen.

Imhof, der den Begriff der „gewonnenen Jahre“ geprägt hat, kommt daher auch in einem anderen Zusammenhang zu dem Schluß, daß wahrscheinlich dies die erste Generation von jungen Erwachsenen sei, und dabei bezieht er sich insbesondere auf die Frauen, die ihr Leben nicht mehr an vorgegebenen Rollenerwartungen der früheren Generationen orientieren können. Vielmehr müssen sie aufgrund eigener Überlegungen und Beratung mit anderen ihr Leben planen und Entscheidungen treffen, die eine Lebensgestaltung weit über die Mutterrolle hinaus ermöglichen. Auch dieses sind Individualisierungsprozesse, weil jene festgefügten Wertvorstellungen über die Lebensrolle von Frauen in unserer Gesellschaft nicht mehr mit der tatsächlichen Lebenserwartung und dem tatsächlichen Reproduktionsverhalten übereinstimmen. Die Veränderungen, die am Beispiel des weiblichen Lebensentwurfes deutlich gemacht wurden, führen dazu, daß viele jener Normen und Vorstellungen, die die Lebensentwürfe von Menschen strukturiert haben, heute nicht mehr passen. Denn Werte und Normen sind auch Regulierungen von Verhaltensweisen in einer Gesellschaft angesichts bestimmter historischer Situationen. Die klassische Dreiteilung: Kindheit und Jugend auf der einen Seite, dann die Erwachsenenphase und abschließend die Ruhe- oder Rentenphase war ein Lebensentwurf, der mit solchen Vorstellungen und Verhaltensweisen, wie Abschluß der Schule, Arbeit, um eine Aussteuer zu bekommen, Familien- und Kinderphase, Großmutterrolle und Rente des Mannes, vorzüglich harmonierte.

In dem Umfange, in dem sich aufgrund der geänderten Lebensperspektiven die Ausbildungszeiten verlängern, verschiebt sich der Berufseintritt in jene Phase, in der traditionellerweise die Müttergeneration der heute 20- bis 30jährigen Frauen bereits in der Familienphase war, ökonomisch unselbständig mit einem Ehemann in einem Haushalt lebte. Dieses diffizile Konzept stimmt mit den heute gelebten Realitäten nicht mehr überein. Wenn es den Erwachsenen nicht gelingt, gemeinsam mit der nachwachsenden Generation Entwürfe zu entwickeln für eine Neukonzeption der Beziehung, um Entwicklung von Lebensrollen für die Heranwachsenden, Berufseintritt, Familiengründung und Berufstätigkeit in ein neues Verhältnis zu bringen, dann werden die Diskrepanzen, die sich aus diesen Ungleichgewichten zwischen traditionellen Normen und neuen strukturellen Entwicklungen ergeben, zu einer Verschärfung von Problemen etwa bei der Familiengründung, aber auch bei der Berufsfindung von jungen

Menschen führen. Fragt man junge Leute, so wird deutlich, daß junge Frauen und Männer den verschiedenen Anforderungen aus dem beruflichen, dem familiären und dem Bereich der Ausbildung gerecht werden wollen. Was aber bieten Politik, Gesellschaft und Wissenschaft eigentlich an neuen Perspektiven, die diese Situationen sinnvoll miteinander verbinden lassen? Anregungen könnten möglicherweise aus einer Diskussion über die Notwendigkeit einer entsprechend langen Arbeitsplatzgarantie für junge Frauen mit Kleinstkindern entstehen oder auch aus einem Diskurs zu der Frage, wie im Wissenschaftssystem mit seinen langen Ausbildungszeiten über Diplom, Promotion und Habilitation sichergestellt werden kann, daß die unterschiedlichen Lebensbereiche angemessen aufeinander bezogen werden können.

Solche konkreten Diskussionen über die Neustrukturierung der Lebensrollen von Mann und Frau werden aber gar nicht geführt. In der öffentlichen Rhetorik liest man eher von den Schwierigkeiten, die sich für die Familiengründung aufgrund der angeblichen Emanzipationsbestrebungen junger Frauen ergeben, oder von den Folgeproblemen des zu langen Verweilens in Schule und Hochschule. Um diesen Gedanken noch etwas weiterzuführen: Die hier angedeuteten Probleme einer Neustrukturierung und Neudefinition von Verhaltenserwartungen, die es erlauben, verschiedene Lebensbereiche angemessener zu integrieren, tangieren nicht nur die Frage, wie man Ausbildung, Beruf und Familiengründung sinnvoll aufeinander beziehen kann. Zu erörtern ist auch, ob unsere klassischen Zeitvorstellungen über die Aufgabenteilung zwischen Familie, Beruf und Schule tatsächlich noch der Gegenwart entsprechen. Wir gehen immer noch davon aus, daß der Mann überwiegend seine Lebenszeit für Ausbildung und Beruf aufwendet, um die ökonomische Basis der Familie zu sichern. Junge Frauen indes sollten sich zwar heute besser qualifizieren können, aber danach sich überwiegend der Kindererziehung widmen. Selbst wenn die Kinder älter sind, ist ein klares, arbeitsteiliges Modell zwischen Elternhaus, Schule und Beruf vorgesehen. Der vollerwerbstätige Vater ist von der Betreuung der Kinder weitgehend ausgenommen, wohingegen die Mutter allenfalls vormittags arbeiten kann, weil sie selbstverständlich am Nachmittag, wenn die Schule geschlossen hat, zur Betreuung der Kinder zur Verfügung steht.

Dieses Zeitmodell stimmt aber mit den heutigen Vorstellungen von Männern und Frauen nicht mehr überein. Es trifft schon gar nicht zu, wenn etwa junge Frauen mit etwas größeren Kindern wieder berufstätig werden wollen. Wenn beispiels-

weise der Presse zu entnehmen ist, daß die Bundesrepublik das geringste Ausmaß an Teilzeitarbeitskräften im Vergleich zu entsprechenden Industrieländern und eine verhältnismäßig hohe Rate von teilzeitsuchenden Arbeitslosen aufweist, so ist zu fragen, ob das nicht direkte Folge der Tatsache ist, daß dieses Zeitmodell den gesellschaftlichen Realitäten nicht mehr entspricht. Denn es würde voraussetzen, daß sämtliche Teilzeitstellen vormittags zwischen acht und zwölf besetzt sind. Selbst das aber wäre problematisch, denn wenn der Kindergarten oder die Schule um zwölf Uhr schließt, ist Teilzeittätigkeit nur möglich, wenn eine weitere Person in der Zeit bis zum

Abholen der Kinder die Beaufsichtigung übernimmt.

Wenn auch in diesem Zusammenhang von Individualisierung gesprochen wird, so deswegen, weil in der Phase zwischen dem 18. und 30. Lebensjahr jene traditionellen Verhaltenserwartungen, jene Strukturierung des Verhaltens von jungen Erwachsenen in bezug auf Berufseintritt, Ausbildung und Familiengründung sowie die Integration von Familie und Beruf sich heute anders darstellen als für die Generation der Eltern. Nun ist es den jungen Erwachsenen freigestellt, wie sie diese Probleme bewältigen.

IV. Schlußfolgerungen

Bezüglich des Wandels der Lebensbedingungen ist herausgearbeitet worden, daß Kinder heute insbesondere in den großen urbanen Zentren der Bundesrepublik schon von frühester Kindheit an, mehr als Einzelpersonlichkeiten aufwachsen und in ihrer Individualität gefördert werden, als dies noch für die Kinder des Baby-Booms gegolten hat. So sehr für die kindliche Persönlichkeit diese individualisierte Form der Förderung zur Bewältigung der eigenen Lebenssituation, sei es zur Anpassung an die Verhaltenserwartungen in höchst unterschiedlichen Kontexten, sei es im Umgang mit Erwachsenen, sinnvoll sein mag, so sehr scheint es erforderlich, aus diesen Individualisierungsprozessen Konsequenzen zu ziehen. Die Wohnumwelt ist so zu gestalten, daß Kinder die Möglichkeit haben, sich auch unbeaufsichtigt von den Eltern mit anderen Kindern außerhalb der Wohnung zu treffen. Dies fordert zunächst nur städtebauliche Konsequenzen, da für solche Begegnungen sichergestellt werden muß, daß die Stadt, zumindest in den Wohngebieten, in denen Kinder aufwachsen, stärker den Spiel- und Kommunikationsbedürfnissen der Jungen und Mädchen Rechnung trägt.

Es ist allerdings zu fragen, ob neben diesem eher städtebaulichen Aspekt auch sozialpädagogische Konzepte entwickelt werden müssen, die die Kommunikation und Interaktion von Eltern und Nachbarn wieder so intensivieren, daß Kinder sich darauf verlassen können, außerhalb des Elternhauses andere Kinder zu treffen, vertraute und bekannte Nachbarn zu sehen. Dies setzt voraus, daß eben in solchen Nachbarschaften die Möglichkeit für Eltern besteht, sich untereinander kennenzulernen. Hierfür kann einerseits der Kindergarten ein Ort der Begegnung sein, andererseits ist auch zu überlegen,

ob nicht durch Nachbarschaftszentren oder Mütterzentren — wie auch immer solche Initiativen heißen mögen — diese Form der Kommunikation von Eltern mit Nachbarn und anderen Eltern gefördert werden kann. Dies gewährleistet einerseits den Kindern die freie Bewegungsmöglichkeit in einer vertrauten Umgebung mit vertrauten Personen und andererseits den Eltern die Möglichkeit, in Notfällen sich auf die Hilfeleistung der Nachbarschaft verlassen zu können.

Ein solches Konzept, das auf die Bewegung der Kinder in der Nachbarschaft setzt, ist nur denkbar, wenn Kindergärten vor allem wohnortnah gebaut werden, die Kinder also nicht zu den Kindergärten transportiert werden müssen. Dies hat erhebliche Konsequenzen in manchen Städten und Gemeinden, etwa was die Größe der Kindergärten angeht, scheint aber sicherlich für die Entwicklung von Kindern in bezug auf ihre soziale Kompetenz außerordentlich sinnvoll zu sein. Die Individualisierung der kindlichen Lebensperspektiven setzt allerdings auch voraus, daß neben dem Nachdenken über neue Formen der Wohnumwelt, der Nachbarschaft sowie der Wohnnähe des Kindergartens, die pädagogischen Konzepte von Kindergarten und Schule so entwickelt werden, daß Formen der Kooperation, des Zusammenspielens und der Solidarität zwischen Kindern und Jugendlichen im Vordergrund der Bemühungen stehen. Solche pädagogischen Konzepte könnte man sicherlich als Formen eines kooperativen Individualismus bezeichnen. Gemeint ist damit ein pädagogisches Konzept, das auf der einen Seite anerkennt, daß Kinder zunehmend als eigenständige Persönlichkeiten aufwachsen, das aber andererseits gerade deshalb Wert darauf legt, daß Kinder und Jugendliche lernen, im

Interesse gemeinsamer Ziele und Aufgaben miteinander zu kooperieren, ohne ihre Individualität aufgeben zu müssen.

Ein solcher kooperativer Individualismus, der auch später im Berufsleben in erheblichem Umfange abgefordert wird, ist sicherlich eher zu erreichen, wenn in Schule und Ausbildung jene Konzepte der Leistungserbringung, wie sie heute in Industrie, Handel und Forschung gefordert werden, Teil der Schul- und Ausbildungspädagogik werden — nämlich Teamfähigkeit, Kooperationsfähigkeit und die gemeinsame Lösung von bestimmten Aufgaben. Ohne eine deutliche Änderung von Schul- und Ausbildungspädagogik im Sinne eines kooperativen Individualismus, wird es nicht gelingen, die Individualisierungstendenzen der heutigen Kinder und Jugendlichen auch mit jenen Erwartungen und Vorstellungen, die stets im Arbeitsleben auf diese Kinder zukommen, abzustimmen. Denn von ihnen wird später nicht Anpassung und Unterordnung unter eine Betriebshierarchie erwartet, sondern die meisten dieser Kinder und Jugendlichen werden aufgrund ihrer qualifizierten Ausbildung und Bildung in relativ komplexen Arbeitsvollzügen arbeiten, die Kooperation auf der Basis von Individualismus und individuellem Können voraussetzen. Solchen Verhaltenserwartungen und Anforderungen stellt sich die Schule bisher aber nicht.

Neben neuen pädagogischen Konzepten und einer Neustrukturierung von Nachbarschaft und Wohnumwelt werden wir vermutlich die gesamte Zeitorganisation, die heute Eltern und Kindern mit dem Kindergarten, der Schule und dem Berufsleben verbindet, ebenso einer kritischen Prüfung unterziehen müssen wie unsere traditionellen Vorstellungen von Lebensrollen für Mann und Frau. Das traditionelle Zeitmodell in bezug auf die Betreuung von Kindern, das zwischen Elternhaus und Schule gegolten hat, wonach die Eltern bis zum 6. Lebensjahr für ihre Kinder allein verantwortlich sind, bis die Schule am Vormittag die Erziehung übernimmt, während am Nachmittag das Elternhaus, insbesondere die Mütter zuständig sind, wird vermutlich auf Dauer kaum durchzuhalten sein.

In dem Umfang, in dem sich die Auffassung durchsetzt, daß vor allen Dingen in den ersten drei Lebensjahren die Eltern ihre Kinder betreuen sollen und ihnen durch entsprechende sozialpolitische Maßnahmen auch zunehmend die Möglichkeit dazu gegeben wird — durch Erziehungsurlaub, Erziehungsgeld und Arbeitsplatzgarantie, die es Müttern und Vätern erlauben, ohne Angst um den Verlust des Arbeitsplatzes oder um den Preis der ökonomischen Einschränkung, sich der Erziehung der Kinder zu widmen —, stellt sich die Frage, ob die

strikte Vormittagsorientierung des Kindergartens tatsächlich aufrecht zu erhalten sein wird. Ebenso dürfte auch die strikte Vormittagsorientierung der Schule problematisch werden. Bei allen Flexibilisierungserwartungen an Industrie, Handel und Gewerbe ist kaum vorstellbar, daß Teilzeitstellen für Mütter mit kleinen Kindern nur am Vormittag geschaffen werden können. Denn bestimmte Arbeiten, sei es im Handel oder im Verkauf, sei es im Öffentlichen Dienst oder in der Industrie, lassen sich eben nicht nur am Vormittag erledigen, sondern sind über den gesamten Arbeitstag verteilt. Auch wenn es richtig ist, hier vor allem von der Industrie ein Höchstmaß an Flexibilisierung von Arbeitszeit zu erwarten, wird man dennoch an Kindergarten und Schule die Erwartung richten, das traditionelle Zeitmodell der Zweiteilung der Betreuung, d. h. vormittags durch öffentliche Institutionen und nachmittags durch die Eltern kritisch zu überdenken.

Will man also Eltern unterstützen und ihnen einen Teil des Stresses nehmen, der sich daraus ergibt, daß Berufszeit und institutionelle Betreuungszeit oftmals diskrepanz sind, wird man hier auch in bezug auf Kindergarten und Schule zu neuen Lösungen kommen müssen. Wer dies nicht akzeptiert, muß in Kauf nehmen, daß die Probleme für Eltern und Kinder, die verschiedenen Anforderungen von Arbeitswelt, Schule, Kindergarten und Betreuung der Kinder, nicht durch die Unfähigkeit der Eltern oder der Industrie — hier bei der Schaffung flexibler Arbeitsplätze — hervorgerufen werden, sondern durch das Versagen des Staates und der politischen Parteien, die bis heute nicht in der Lage sind, jene traditionellen Zeitmodelle durch solche zu ersetzen, die den gewandelten Bedingungen des Aufwachsens von Kindern in unserer Gesellschaft entsprechen. Daß hier traditioneller orientierte Länder wie beispielsweise Frankreich uns weit voraus sind, ist vielleicht auch eine der Ursachen dafür, daß in diesen Ländern ein so dramatischer Rückgang der Geburten ausgeblieben ist. Möglicherweise ist gerade das übergroße Beharrungsvermögen unserer staatlichen Institutionen auf diesem Zeitmodell mit eine Ursache dafür, daß die unterschiedlichen Erfordernisse von Beruf und Betreuung der Kinder in der Bundesrepublik kaum zusammengebracht werden können. Dies hat zur Konsequenz, daß zunehmend auf Kinder verzichtet wird.

Die mangelnde Möglichkeit, zeitliche Erwartungen im konkreten Alltag aufeinander zu beziehen, ist aber nur ein Aspekt der gegenwärtigen Diskrepanz zwischen familialen Rollenerwartungen und der Integration von Familie, Schule, Beruf, Ausbildung und Wirtschaft.

Auch im Lebensverlauf zeigt sich, daß unsere traditionellen Vorstellungen darüber, wie Bildung, Ausbildung, Berufseintritt, Familiengründung und ökonomische Selbständigkeit integriert werden, den heute gelebten Lebensentwürfen von jungen Menschen nicht mehr entsprechen. Dieses ist weder allein auf einen Wertewandel noch auf den demographischen Wandel, wie er weiter vorne beschrieben worden ist, zurückzuführen. Heute kumulieren die Phase der Familiengründung, der Abschluß der Ausbildung sowie der Berufseintritt für Mann und Frau. Hinzu kommen Probleme mit all den damit verbundenen Integrationsprozessen in eine neue soziale Umwelt mit deren jeweils unterschiedlichen Verhaltenserwartungen. In dem Umfange aber, in dem Männer und Frauen diese Ungleichbehandlung nicht mehr hinnehmen, sondern in gleicher Weise an Beruf und Familie partizipieren wollen, führt das Festhalten an dem traditionellen Zeitmodell zu einer Überforderung junger Familien. Ausbildungsabschluß von Mann und Frau, die Gründung einer eigenen Familie, die Etablierung einer Wohnung und die Gewinnung ökonomischer Selbständigkeit kumulieren zu einem Zeitpunkt. Dabei gibt es praktisch keine Unterstützung seitens öffentlicher Institutionen, wie beispielsweise Möglichkeiten der Kinderbetreuung in der Universität, in Betrieben oder auch zumindest kurzfristig in Krippen, um diese schwierige Übergangsphase zu bewältigen. Gelingt es nicht, auch hier neue Formen der zeitlichen Organisation von Ausbildungsabschluß, Berufseintritt und Familiengründung zu finden, dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Familiengründung von einer zunehmend größeren Zahl von jungen Menschen zeitlich immer weiter nach hinten geschoben wird, um zunächst den Ausbildungsabschluß, den Berufseintritt und die ökonomische Selbständigkeit zu schaffen und erst dann eine Familie zu gründen. Dabei wissen wir: je später eine Familie gegründet wird, um so kleiner wird diese auf Dauer bleiben. Auch hier wird es darauf ankommen, entsprechende Modelle zu entwickeln, die zu einer neuen Zeitorganisation in diesem Bereich beitragen können.

Wenn Tocqueville — wie später noch andere Autoren, sei es Schelsky, sei es Parsons — auf die Be-

deutung der Familie als einer selbständigen Erziehungsinstitution für eine demokratische Gesellschaft hingewiesen und deren Relevanz für die Sozialisation von Kindern hervorgehoben hat, dann konnte er davon ausgehen, daß die Einbettung der Familie in sie umgebende Systeme, die Beziehung zwischen Familie, Beruf und Arbeitswelt, zwischen Familie und Schule und anderen Erziehungsinstitutionen unserer Gesellschaft im Rahmen längerfristiger historischer Entwicklungsprozesse so aufeinander abgestimmt waren, daß diejenigen, die sich entsprechend der gesellschaftlichen Erwartungen verhalten, bei der Neugründung einer Familie eine problemlose Integration in die anderen gesellschaftlichen Systeme vor sich hatten. Heute müssen wir davon ausgehen, daß die Familie, die Entwicklung der Kinder und die Integration von jungen Männern und Frauen in Ausbildung, Beruf, Nachbarschaft und Verwandtschaft aufgrund demographisch sehr lang laufender Prozesse in vielen Punkten außerordentlich prekär geworden sind. Viele der Probleme sind allein dadurch entstanden, daß die staatlich organisierten oder unterstützten Institutionen wie Schule und Kindergarten sowie die staatlich stark mit beeinflussten Lebenswelten von Familien sich kaum mit dieser geänderten Lebensrealität auseinandergesetzt haben. Jungen Erwachsenen und Familien sind Anpassungsleistungen aufgebürdet, die weder im Amerika Tocquevilles noch in den fünfziger Jahren, als Schelsky über die Familie schrieb, von ihnen erwartet wurde. Soll also die Familie für die Erziehung der Kinder und damit für die Entwicklung des demokratischen Staates jene Bedeutung behalten, die ihr von den verschiedenen Autoren zugemessen wurde, so werden wir uns von den überkommenen Zeitvorstellungen der Organisation des Verhältnisses von Elternhaus, Kindergarten und Schule, sowie in der Gestaltung des Eintritts in Beruf und Familie verabschieden und neue Wege in diesen Bereichen suchen müssen. Unterlassen wir dies, sollte es nicht verwundern, wenn wir uns Mitte der neunziger Jahre über die verschwindende Bedeutung der Familie sowohl für die Sozialisation der Kinder als auch für den demokratischen Staat auseinandersetzen müssen.

Renate Blum-Maurice/Karin Martens-Schmid: Gewalt gegen Kinder als gesellschaftliches Problem

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/90, S. 3-13

Gewalt gegen Kinder ist in den letzten Jahren zunehmend zum Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit sowie staatlicher und institutioneller Hilfsmaßnahmen geworden. Der Beitrag möchte diesen Prozeß beleuchten und beschreiben, was unter Kindesmißhandlung heute verstanden wird. Dazu wird zunächst auf verschiedene Formen von Kindesmißhandlung und ihre Vorkommenshäufigkeit eingegangen. Zum Verständnis des Problems werden komplexe Erklärungsansätze herangezogen, die weder einseitig die Person des mißhandelnden Erwachsenen als einzigen Verursacher sehen noch sich ausschließlich auf soziale Faktoren beziehen. Daran schließen sich Überlegungen zum öffentlichen Diskurs über Kindesmißhandlung und zur Entwicklung von Kinderschutzmaßnahmen an. Abschließend wird versucht, die Konsequenzen zu benennen, die sich aus den gewonnenen Erkenntnissen für eine sinnvolle sozialpolitische Orientierung im Bereich „Gewalt gegen Kinder“ ergeben.

Martin R. Textor: Kindheit in der Familie

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/90, S. 14-20

Kindheit und Familiensituation sind für jedes Kind einzigartig. Dennoch lassen sich einige Charakteristika von Kindheit und Familienerziehung in der heutigen Gesellschaft herausarbeiten. Dazu gehören z. B. die Pluralität der Lebensformen, in deren Kontext Kinder aufwachsen, und die Labilität der Familienverhältnisse. Etwa die Hälfte aller Kinder sind Einzelkinder, die zu einem großen Teil auf ihre Eltern als Gesprächspartner und Spielkameraden angewiesen sind. In vielen Fällen spielt sich Kindheit heute in Institutionen ab, ist also durch Zeitpläne, angeleitete Aktivitäten und ständige Überwachung gekennzeichnet. Ferner wird sie stark durch Konsum und Medien geprägt; Eigentätigkeit und das unbeaufsichtigte Spielen in der Natur haben hingegen im Vergleich zu früher an Bedeutung verloren. Heute sind Kinder in den Mittelpunkt ihrer Familien gerückt: Die Eltern widmen ihrer Erziehung viel Zeit und Energie, denken oft über sie nach und gestalten sie partnerschaftlich. Da Kinder in manchen Situationen aber auch als Hindernis für die eigene Selbstverwirklichung erlebt werden, ist das Verhalten der Eltern ihnen gegenüber oft sprung- und wechselhaft.

Uwe Britten: Kindheit in der Dritten Welt

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/90, S. 21-29

Von der Wirtschaftskrise der achtziger Jahre ist die Dritte Welt besonders betroffen gewesen. Zu den Folgen gehören auch Kürzungen im Bildungs- und Gesundheitssektor. Zudem hat die Verelendung breiter Bevölkerungsteile der Entwicklungsländer zu Verfallserscheinungen in den Familien geführt. Dies sind die Rahmenbedingungen für Kindheiten in der Dritten Welt, die sich zum Teil kraß von europäischen unterscheiden. Die Kinder wachsen in instabilen Verhältnissen auf, was sich in allen ihren Lebensbereichen auswirkt. Sofern sie nicht zu der hohen Zahl derjenigen gehören, die das sechste Lebensjahr gar nicht erreicht, bleibt für sie ein Dasein am Existenzminimum und unter unwürdigsten Bedingungen. Ihre körperliche Verfassung ist von Unterernährung und in deren Folge von zahlreichen Krankheiten bestimmt. Ebenso schlecht steht es um die psychische Verfassung, die meistens von Gewalterfahrungen bestimmt wird und sie in Aggression oder Depression treibt. Die komplexen Probleme können nicht kurzfristig gelöst werden, doch müssen – soll das millionenfache Kindersterben in der Dritten Welt entscheidend gesenkt werden – Hilfs- und Umverteilungsmaßnahmen forciert werden.

Hans Bertram: Mütter und Kinder. Zur Individualisierung der Kinder- und Frauenrolle in der Gesellschaft

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/90, S. 30-39

Die Institution Familie nimmt im Wertehorizont junger Menschen nach wie vor einen hohen Stellenwert ein, trotz tiefgreifender demographischer Veränderungen. Mit dem Geburtenrückgang wird Kindheit individualisiert; vor allem in den Großstädten müssen sich Kinder in einer erwachsenenzentrierten Welt mit ihren mannigfaltigen Situationen individuell bewähren und frühzeitig adäquate Verhaltensweisen und komplexe Kompetenzen des Rollenhandelns entwickeln. Aus diesen Veränderungen sind nicht nur Konsequenzen für die Gestaltung von Wohnumwelt, Nachbarschaft und pädagogischen Institutionen abzuleiten, zu reflektieren ist auch der diesen gesellschaftlichen Prozessen inhärente Wandel der Frauenrolle. Verlängerte Lebenserwartung und lange, dem hohen Bildungsniveau entsprechende Ausbildungszeiten erfordern eine Neustrukturierung von Lebensplänen und -rollen. Bislang gültige Zeitmodelle bezüglich der Familiengründung und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie hinsichtlich der Strukturierung des Alltags geraten ins Wanken und bedürfen der ausführlichen Diskussion. Nur dann wird es gelingen, die Bedeutung der Familie für die Sozialisation der Kinder und die demokratische Verfaßtheit der Gesellschaft auch in Zukunft zu sichern.